

Aufwärts

Bezugspreis:

Erscheint wöchentlich sechsmal. — Preis monatlich 1.25 und 0.35 Beleggebühr, beim kleinen Postamt bestellbar. — Fürs Ausland unter Streifenband 1.95 (inkl. Postgeb.). Preis der Einzelnummer 10 Pfg. Postfachkonto Hannover 67 377.

Christliches Tageblatt

mit den Beilagen „Für Herz und Haus“, „Kindergabe“ und „Unser Ziel.“

Anzeigenpreis:

Die einseitige Millimeterzelle oder deren Raum 10 Pfennig. Reklame 30 Pfg. Beilagen unter 25 a je tausend 15 Mt. Schluß der Anzeigenannahme nachmittags 3 Uhr. Postfachkonto Hannover 67 377.

Nr. 165.

Bielefeld-Bethel (Verlagsort Bielefeld), Sonnabend, den 18. Juli 1931.

13. Jahrgang.

Mensch — hinter dir findest du in deinem Leben lauter Vorführung, warum nicht vor dir? Kann denn von deiner Vergangenheit die Zukunft abarten? Jean Paul.

Das Ende des Systems.

„Das Ende eines Systems“, so überschreibt die Vertreterin der kapitalistischen Wirtschaftsordnung, das liberal-demokratische Fremdenblatt einen dem Zusammenbruch der Danatbank gewidmeten Artikel. Für den, der die Dinge von einer anderen Weltanschauung aus betrachtet, heißt es: „Das Ende des Systems“.

Das in 10 Jahren eines sogenannten Friedens aufgebaute System der Hochfinanz, dessen Ziel die Umwandlung der halben Welt in Wirtschaftskolonien war, bricht zusammen.

Unter den Wirtschaftsprövinzen des Dollarimperialismus bildete Deutschland eines der besten Ausbeutungsobjekte. Als Mittler dienten die Banken, die ihrem Aufgabenkreise immer weitere Grenzen zogen und für die die Vermittlung von Auslandsanleihen ein äußerst gewinnbringendes Geschäft geworden sind.

Man prüfe nur einmal die Zwischengewinne, die die Banken aus solchen Geschäften erzielen konnten. Hinzu kommt noch der Zwischengewinn an Zinsen.

Andererseits waren es die Banken, die ohne Rücksicht auf jedes nationalwirtschaftliche Interesse Anleihen vermittelten, ja, die Anleihe-Psychose direkt förderten und deutsches Nationalvermögen dem Ausland in die Hände spielten. Ein typischer Vertreter dieser Banktransaktionen war Jacob Goldschmidt von der Danatbank, der sich aus kleinen Anfängen heraus zum Finanzkönig aufschwang. In seiner politischen Tendenz neigte er stark zur linken Mitte. Wie überhaupt die Finanzkönige mehr oder weniger der demokratischen Partei angehören oder ihr nahestehen.

Jacob Goldschmidts System beruhte auf der horizontalen Rationalisierung. Er war der Schöpfer der großen Bankvertrufung, deren Aufgabe in der Finanzierung und Kontrolle von Mammutunternehmungen bestand. Millionen-Kredite für diese Mammutunternehmungen waren stets zu haben, während der Mittelstand, der Kredite um so nötiger hatte, als die allgemeine politische Tendenz auf die Proletarisierung des Mittelstandes ausging, das Stiefkind der Finanzpolitik blieb. Ja, mit einer Finanzpolitik, die dem Warenhausrust große Mittel zur Verfügung stellte, wurde direkt eine Schädigung des Mittelstandes betrieben.

Der Zusammenbruch der Danatbank ist nicht zuletzt eine Folge des Zusammenbruches der Karstadt-Aktien. Für eine solche verfehlte Finanzpolitik muß heute das Deutsche Reich — also die Allgemeinheit — büßen, um Schlimmeres zu verhüten, während man die Warner und Kämpfer gegen die Vertrufung mit parteipolitischen Mitteln niederstößt.

Um das Maß voll zu machen, unterbindet man durch vorsorgliche Presseverbote die zu erwartende und nur zu berechtigte Kritik an einer Wirtschaftsauffassung, die sich die heute geltende Staatsauffassung zu Nutze zu machen wußte.

Freilich ist man klug genug, eine annehmbare Begründung für solche vorsorglichen Verbote zu geben. Man wird aber keinen Eingeweihten finden, der nicht davon überzeugt wäre, daß das am Sonnabend ausgesprochene Verbot z. B. des „Völkischen Beobachters“ lediglich den Zweck gehabt habe, die zu erwartenden Enthüllungen über die Methoden des Goldschmidtschen Systems zu unterbinden.

Ich will mich dieser Auffassung nicht anschließen, weil es zu schwierig ist, den Beweis hierfür zu führen, und nur zu mehr, als die NSDAP-Presse dem Reichsinnenministerium die Möglichkeit gegeben hatte, auf eine Begründung zurückzugreifen, die im rein Politischen liegt. Jedenfalls kann die Reichsregierung zunächst einmal den Erfolg für sich buchen, einen weitverbreiteten Teil der rechtsstehenden Presse mundtot gemacht zu haben, in einem Augenblick, der die Berechtigung des Kampfes der Rechtsstehenden gegen die Vertrufungs- und Bankpolitik durch den Zusammenbruch einer der führenden D-Banken erweist.

Man muß sich einmal vorstellen, was es bedeutet, daß eine Reichsregierung drei Tage lang das Portemonnaie jedes einzelnen Staatsbürgers kontrolliert. Wir werden an die schlimmsten Zeiten der Inflation erinnert, in denen Börsenfeiertage an der Tagesordnung waren. Aber auch in dieser schweren Zeit gingen die Vollmachten der Regierung doch nicht so weit, daß sie jeden Geldverkehr unterband.

Was aber die so sehnlichst erwarteten Auslandsanleihen betrifft, so werden diese Kredite ganz ohne Zweifel nur durch Erfüllung entehrender politischer Forderungen zu erreichen sein. Mögen diese Forderungen auch nicht so deutlich in Erscheinung treten wie jene, die Frankreich stellte. Ohne strengste Finanzkontrolle wird es nicht abgehen.

Und es muß einmal deutlich ausgesprochen werden: die Forderungen nach Finanzkontrolle, die das Ausland stellt, richtet sich gegen die Finanzpolitik der Weimarer Parteien, die Deutschland in den letzten 10 Jahren regiert haben und sowohl für die Erfüllungspolitik wie die allgemeine Politik verantwortlich zeichnen.

Ob eine deutsche Reichsregierung sich jemals dazu hergeben wird, das Ausland zum Richter über innerpolitische Bewegungen machen zu lassen, sei dahingestellt. Immerhin darf bei dieser Gelegenheit daran erinnert werden, daß sozialistische Minister, die nach ihrem Parteiprogramm zum Kampf gegen den Kapitalismus verpflichtet sind, unbewußt die Hochfinanz dadurch unterstützen, daß sie ihre Gegner durch Einsetzung politischer Machtmittel niederhielten. Es ist immerhin eigenartig, die sozialdemokratische Partei und ihre Presse in Hilfsstellung für die Hochfinanz zu setzen und es wäre daher durchaus nicht ganz von der Hand zu weisen, daß die SPD sich auch weiterhin für die Unterdrückung des nationalen Widerstandes gegen die Auspöwerung Deutschlands einsetzt.

Eine viel größere Gefahr für den Bestand eines Volkstaates als die Nationalisten ist die Hingigkeit gegenüber dem Finanzkapital. Diese Erfahrung dürfte man in den letzten Wochen zur Genüge gemacht haben. Die außerordentlich starke Abhängigkeit Deutschlands wurde deutlich sichtbar durch die Intrigen der Pariser Börse.

Aber auch der Rechten hat diese Abhängigkeit allerlei zu sagen. Der Kampf um Deutschlands Freiheit beginnt mit der Befreiung von der wirtschaftlichen und finanziellen Abhängigkeit von den Auslandsbörsen.

Vor knapp einem Jahre forderte Eugen Berg als einzige Möglichkeit zur Erringung dieser Unabhängigkeit: „Wir müssen um dieser Freiheit willen einmal einige Jahre auf jeden Lebensgenuss verzichten und ein proletarisches Leben führen.“ Man erinnert sich wohl noch, wie die Linkspresse einzüglich der „Germania“ diesen Anspruch Eugen Bergrs verachtete.

Was Eugen Berg als freiwilligen Entschluß eines um seine Freiheit kämpfenden Volkes forderte, wird uns heute von dem Vampyr Hochfinanz zwangsweise aufgedrungen. Heute laßt niemand mehr, und am stillsten ist es in der Sozialistenpresse geworden.

Auf dem Wege der kurzfristigen Anleihen ist Deutschland bestimmt nicht mehr zu helfen. Langfristige Anleihen aber knechten das Volk auf Jahrzehnte und zwingen die kommenden Generationen zur Innehaltung eines Lebensstandards, der einer Kulturturnung nicht würdig ist. Man kann es deshalb verstehen, daß gerade die Jugend im rechten und linken Lager immer schärfer gegen eine Politik Sturm läuft, die sich unter das Joch und das Diktat einer internationalen Hochfinanz beugt. Die Politik der letzten 10 Jahre ist eine Politik der Halbheiten, die jeder klaren Entscheidung aus dem Wege ging. Für diese Politik zeichnen verantwortlich die Weimarer Parteien. In jedem Lande würde man folgerichtig einen Systemwechsel eintreten lassen und jene Opposition, die noch immer recht behalten hat, mit der Führung der Geschäfte beauftragen.

Allerdings hat man den Versuch gemacht, die Rechte jetzt in höchster Not mit heranzuziehen. Die Rechte hat aber vernünftiger Weise zunächst eine allgemeine Bilanz der Politik auf allen Gebieten verlangt, um die Möglichkeit von Geschichtsfälschungen ein für alle Mal auszuschalten. Sie wollte zunächst klar und eindeutig die Schuldfrage gelöst sehen.

Die Weimarer Parteien und ihre Machteponenten haben sich geweigert, diese Frage zu erörtern. Es ist deshalb der Rechten nicht zu verdenken, wenn sie sich weigert, eine Firma zu übernehmen, deren Aktiven und Passiven sie nicht genau kennt. Die Weimarer Parteien werden sich durch ihre Machteponenten dafür in der Verschärfung der Niederhaltung der Opposition rächen wollen. Aus dem linken Lager kommen täglich entsprechende Vorschläge, die eine weitere Einschränkung der durch die Verfassung garantierten staatsbürgerlichen Freiheit fordern. Man darf gespannt darauf sein, ob und in wie weit die Machteponenten der Parteien von den guten Ratsschlügen Gebrauch machen und damit eine Verschärfung des innerpolitischen Kampfes unter der Decke bewirken.

Man sollte kluger Weise genügend Ventile öffnen, damit der Ueberdruck entweichen kann, wenn man sich schon

nicht entschließt, die Opposition durch Uebertragung der Verantwortung zu verschönen. Ehe die deutschen Minister nach Paris gehen, sollten sie ein innerpolitisches Chequers herbeiführen, um jene breite Front zu schaffen, deren sie für ihre Verhandlungen in Paris bedürfen. Es wird sonst der Fall eintreten, daß sich die Opposition niemals an irgendwelche Beschlüsse gebunden hält.

Auf die Dauer wird kein Parteiregiment bestehen. Das beweist die Geschichte. Und es ist nur eine Täuschung, wenn es heute so hingestellt wird, als wenn wir ein überparteiliches Kabinett hätten. Wir haben ein Kabinett, das aus Zentrum, Staatspartei und Volkspartei gebildet und von der Sozialdemokratie gestützt wird.

Mit einem solchergestalt zusammengesetzten Kabinett kann Deutschland weder eine vernünftige Außenpolitik noch Innenpolitik betreiben. Es ist bedauerlich, das klar und scharf aussprechen zu müssen; aber besser klare Erkenntnis, als jenes Halbdunkel, in dem wir in den letzten 10 Jahren gelebt haben.

Deutschland wird solange nicht frei, als es nicht sein Wirtschaftssystem ändert. Es muß den Schritt, ja, den Sprung wagen und sich von der bisherigen bürgerlich-kapitalistischen Denkgefehllichkeit lösen. Anders bleibt es Wirtschaftsprövinz und Ausbeutungsobjekt. F. W. A.

Wünsche und Forderungen der Landwirtschaft.

Die letzten Kämpfe um die Agrarpolitik haben im April und Mai in den Kreisen der Landwirtschaft keine Befriedigung gebracht. Wohl war es den Bemühungen des Reichsernährungsministers Schiele gelungen, einige Zollerhöhungen durchzusetzen. Dieser Teilerfolg genügt aber der Landwirtschaft nicht. Die Forderungen gingen vielmehr dahin, einen erhöhten Schutz für die Veredelungswirtschaft, insbesondere eine Erhöhung des Butterzollses zu bekommen. Die Führer der „Grünen Front“ behaupten, in Unterredungen mit dem Reichskanzler diesbezügliche Zusagen erhalten zu haben. Trotzdem ist in der neuen Notverordnung ein Butterzoll nicht enthalten, und es scheint sehr zweifelhaft zu sein, ob in der nächsten Zeit mit einem höheren Butterzoll gerechnet werden darf, obwohl der Preis auf 118 Mark für den Zentner gesunken ist. Der deutsche Butterzoll liegt wesentlich unter den Zöllen anderer Länder. Wir haben infolgedessen einen Butterpreis, der erheblich unter den Vorkriegspreisen liegt. Man hätte schon die Möglichkeit gehabt, durch eine Butterzoll-Erhöhung eine Stärkung der Staatsfinanzen zu erzielen. Der Kampf um den Butterzoll geht also weiter. Man ist sich aber in den Kreisen der Landwirtschaft darüber klar, daß, wenn der Butterzoll kommen sollte, er nur dann Zweck hat, wenn neben dem Butterzoll die Hauptkonkurrenz, die Margarine, entsprechend angepackt wird. Nach Angaben des Prääsidenten des Reichslandbundes Graf von Kalkreuth haben wir heute folgenden Zustand: in der Vorkriegszeit hatten wir einen Verbrauch von 300 000 Tonnen Schmalz, 400 000 Tonnen Butter und 200 000 Tonnen Margarine. Die Margarine bestand zu einem Drittel aus deutschen Unterlagen. Heute haben wir einen Schmalzverbrauch von 210 000 Tonnen, einen Konsum von 500 000 Tonnen Margarine und etwa 480 000 Tonnen Butter. Die Margarine ist in Deutschland hergestelltes ausländisches Produkt und zugleich die Butter des kleinen Mannes, dem das deutsche Produkt, die Butter, zu teuer ist. Es darf aber nicht übersehen werden, daß die Margarine kein vollwertiges Produkt ist. Sie besteht im wesentlichen aus Sojabohnenöl und Walfischtran und wäre leicht zu ersetzen, wenn das Schweinefett technisch so bearbeitet würde, daß es sowohl als Brotaufstrich wie auch zur Verwendung in der Küche erschlaffig ist und daß alle die Mängel, die dem Schweinefett nachgesagt werden, diesem Produkt fehlen. Würde das erreicht, dann könnte das Schmalz wieder die Butter des kleinen Mannes werden, wie es vor 40 Jahren auch war. Darin, daß die Reichsregierung diese Gedankengänge nicht mehr fördert, erblickt die Landwirtschaft die grundsätzlich falsche Einstellung, die sich durch die Notverordnung hindurch zieht. Es wird daher gefordert, daß zum Schutze der deutschen Butterproduktion das ausländische Produkt Margarine schärfer angefaßt wird. Das hat die Reichsregierung nicht getan, statt dessen aber eine Verdoppelung der Zuckersteuer eingeführt. 110 Millionen Reichsmark sollen aus dem Zucker mehr für den Staatsfächer herausgezogen werden. Das ist eine Belastung von 10,50 Mark für den Zentner Zucker. Was bedeutet das? Zucker ist ein rein deutsches Produkt. Es handelt sich bei Zucker kei-

nesswegs um ein Genussmittel, sondern um ein Nahrungs-
mittel ersten Ranges. Der Zuckerrübenbau mußte bei
uns in Deutschland kontingentiert werden, um nicht durch
Ueberproduktion Schleuderpreise zu schaffen. Dieses
deutsche Produkt ist nun so stark mit neuen Steuern be-
lastet, daß sofort eine unangenehme Preiserhöhung für
Zucker eingetreten ist. Zunächst ist der Konsument der
leidende, weil zahlende Teil. Aber auch die Landwirt-
schaft wird vor Schaden nicht bewahrt bleiben, da der
Konsument den Bedarf an Zucker einschränken wird,
bzw. muß, weil all die neuen Belastungen seinen Haus-
halt total ins Wanken gebracht haben. Die Landwirt-
schaft hält die Zuckersteuerverhöhung für widersinnig und
ist der Auffassung, daß dieselbe auf jeden Fall auf der
deutschen Wirtschaft hängen bleibt. Eine stärkere Be-
lastung der eingeführten Süßfrüchte dagegen hätte zu einer
Entlastung des Zuckers führen können.

Die Tatsache, daß wir kurz vor der Ernte stehen, er-
höht natürlich das Interesse der Landwirtschaft an den
zukünftigen Getreidepreisen ganz besonders. Was haben
wir hinsichtlich unserer Getreidewirtschaft für Ausichten?
Infolge der niedrigen Roggenpreise des Vorjahres ist
die Roggenanbauläche erheblich vermindert worden, zu
Gunsten eines stärkeren Weizenanbaues. Die Ausichten
für die Roggenernte sind nicht besonders gut, jedoch höch-
stens mit einer Ernte von 6 bis 6½ Millionen Tonnen
zu rechnen ist, während die früheren Ernten 7½ bis 8
Millionen Tonnen brachten. Wenn die Schätzungen zu-
verlässig sind, ist anzunehmen, daß in diesem Jahre
500 000 bis 700 000 Tonnen Weizen mehr geerntet wer-
den. Wir haben, da im vorigen Jahre noch 1,2 Millionen
Tonnen Weizen eingeführt wurden, trotzdem noch mit
einem größeren Einfuhrbedarf zu rechnen. Wesentliche
Borräte aus voriger Ernte sind nicht mehr vorhanden,
so daß für die Preisentwicklung eine sehr gesunde Vor-
ratslage vorhanden ist. Trotzdem liegen in der Land-
wirtschaft Befürchtungen vor, daß durch verhängnisvolle
Experimente ein rapides Absinken der Getreidepreise ein-
treten kann. Aus diesem Grunde beschäftigen sich die
maßgebenden Führer der deutschen Landwirtschaft sehr
viel mit den Maßnahmen der deutschen Reichsregierung,
der man den Vorwurf macht, daß sie unter äußerlicher
Aufrechterhaltung des Zollschutzes durch eine ganze Reihe
von monopolistischen Experimenten unter der Hand die
Getreidepreise untergraben habe. Wir wollen in diesem
Artikel nicht auf die einzelnen Vorwürfe eingehen, son-
dern nur noch erwähnen, daß man dem Reichsernäh-
rungsminister Schiele den Vorwurf macht, daß der mühs-
am aufgebaute Schutz Zoll wirkungslos gemacht worden
sei durch alle die falschen Maßnahmen der letzten Monate.

Eine Lebensfrage für die östlichen Provinzen ist der
Kartoffelabsatz. Wenn nicht alles täuscht, stehen wir wie-
der vor einer großen Kartoffelernte, die dadurch an Be-
deutung verliert, daß ein genügender Kartoffelabsatz
nicht vorhanden ist. Die Landwirtschaft kämpft darum
schon seit Monaten um einen 6 bis 10-prozentigen Bei-
mischungszwang für den Spiritus, weil dadurch ein Not-
ventil für die Kartoffeln des Ostens geschaffen wird.
Wenn wir ein solches Notventil nicht bekommen, dann
ist zu befürchten, daß bei den ungeheuren Spiritusvor-
räten des letzten Jahres im Monopolat das Brennrecht
vielleicht sogar auf 25 Prozent beschränkt wird. In dem
Moment, wo ein 6 bis 10-prozentiger Beimischungszwang
eingeführt wird, verteuert sich das Benzin, aber es wird
für 1 bis 2 Millionen Tonnen Kartoffeln Absatz geschaf-
fen. Würde man diesen Weg gehen, dann wäre ein ganz
erheblicher Schritt vorwärts getan, um dem Osten in sei-
ner Steuerkraft durch bessere Verwertung der Kartof-
feln zu helfen.

Der Reichslandbund hat daher aus all diesen Gründen
den Herrn Reichsminister für Ernährung und Landwirt-
schaft in aller Öffentlichkeit ersucht, folgende Fragen klar
und unzweideutig zu beantworten.

Ist die Reichsregierung gewillt,

„U-Deutschland“.

Eine Erinnerung an die erste Fahrt eines Untersee-
schiffes. (Schluß.)

Bei schwerem Wetter geht es wieder an die Oberfläche,
das kurze Stampfen geht in ein majestätisches Wiegen
über, und freudig steuert „U-Deutschland“ hinaus in den
weiten Ozean. Die Ueberfahrt ist äußerst stürmisch, und
die wetterharten Seefahrer spüren, was es heißt,
mit einem U-Boot im Sturm fahren. Bis zum Turm
steht es im Wasser, und auch den überspülen die Wogen.
Drinnen ist es fürchterlich, in der abgesperrten öldruck-
tränkten Luft leiden die Leute bei dem ewigen Rollen
stark an Seekrankheit, und mancher altbefahrene Mann
opfert hier zum erstenmal Neptun. Aber auch der tollste
Sturm geht zu Ende, und bald zieht „U-Deutschland“
bei schönem Wetter wie ein Trampdampfer des Weges,
tagelang kommt nichts in Sicht.

Um etwaige Gegenfänger zu täuschen, hat sich die Be-
satzung eine wundervolle Dampferattrappe zurecht
gemacht; aus Segeltuch ist ein Schornstein fabriziert, der
mit einigen Drahtlingen am Schrohr befestigt werden
kann, der Turm wird umkleidet, so daß er wie das mitt-
lere Aufbaudeck eines kleinen Frachtdampfers aussieht.
Endlich kommt die Gelegenheit, die Wirksamkeit der
Attrappe zu erproben. Ein harmlos scheinender Dampfer
erscheint, jetzt wird unter dem „Schornstein“ eine Konser-
venbüchse mit Teer verbrannt, und qualmend tritt er in
Tätigkeit. Der Erfolg ist verblüffend, denn der Dampfer
drüben dreht auf „U-Deutschland“ zu. Das war natürlich
nicht die Absicht, die Attrappe fällt und das Boot macht
klar zum Tauchen. Den Dampfer aber dröhnen faßt bei
diesem Anblick blindes Entsetzen, hart dreht er ab und
flieht mit schwarz qualmen dem Schornstein. Und wäh-
rend der Schornstein wieder geheißt wird, stehen die
„U-Deutschland“-Leute und lachen Tränen.

1. entschlossene Maßnahmen zu treffen, um die von
ihm anerkannten Richtpreise für Roggen und Weizen in
Höhe von 230 bzw. 260 RM im Durchschnitt des Jahres
sicherzustellen;

2. monopolistische Eingriffe in die Getreidewirtschaft
in Zukunft zu unterlassen, von der schädlichen Getreide-
magazinierung durch die öffentliche Hand Abstand zu
nehmen und dafür die naturgemäße Einlagerung des
Herbstüberschusses bei Genossenschaften und freiem Han-
del zu fördern;

3. Einfuhrscheine für Weizen, Hafer und Haferpro-
dukte, möglichst auch für Roggen, schnellstens einzu-
führen;

4. schon jetzt die Vermahlungsquote inländischen Wei-
zens für die Monate August 1931 bis Januar 1932 auf
mindestens 90 bis 95 Prozent festzusetzen;

5. eine für die Landwirtschaft tragbare, wirkungs-
volle Bevorratung für Getreide sicherzustellen.

Es läßt sich nicht leugnen, daß die deutsche
Landwirtschaft auch in diesem Jahre sich weiter in
der Abwärtsentwicklung befunden hat. Den
zeitweise zufriedenstellenden Getreidepreisen standen
die ungenügenden Preise der Edelerzeugnisse gegen-
über. Die neuen steuerlichen Belastungen ha-
ben eine weitere Erschwerung herbeigeführt, so daß die
schweren Sorgen des Landwirts zu verstehen sind. Wenn
man jedoch hie und da den Eindruck gewinnt, als ob die
Landwirtschaft allein der Hilfe bedürfte, wenn gerade
aus diesen Kreisen die Arbeitslosenversicherung und son-
stige Sozialeinrichtungen angegriffen werden, so kann
man das nur durchgehen lassen, wenn es sich um Aus-
wüchse derselben handelt. Aber leider muß man den
Eindruck gewinnen, daß es sich nicht nur in der Indus-
trie, sondern auch in der Landwirtschaft um eine grund-
sätzliche Ablehnung der Sozialversicherung handelt, wie
überhaupt Landwirtschaft und Industrie heute Arm in
Arm gegen die tarifrechtlichen und arbeitsrechtlichen Bin-
dungen zu Felde ziehen. Diese gemeinschaftliche Bekämp-
fung der sozialen Gesetzgebung ist von Seiten der Land-
wirtschaft gesehen aus zweierlei Gründen unverständlich,
1. hat die Industrie in den letzten Jahren sich wiederholt
erlaubt, der Landwirtschaft in den Rücken zu fallen,
wenn es sich um Schutzmaßnahmen für landwirtschaftliche
Produkte handelte, 2. hat die deutsche Arbeiterschaft die
Einsicht befaßt, im Interesse der zu Grunde gehenden
Landwirtschaft schwere Opfer auf sich zu nehmen, was
doch in Anbetracht der großen Not, welche in der Ar-
beiterkategorie vorhanden ist, aus Gründen der Gerechtig-
keit von der Landwirtschaft anerkannt werden sollte. Es
ist deshalb damit zu rechnen, daß, wenn die Landwirt-
schaft weiterhin sich am Kampfe um Abbau der sozialen
Gesetzgebung zu Gunsten der Industrie betätigt, dann
die organisierten Arbeiter, einerlei, welcher Richtung sie
angehören, durch ihre politische Vertretung in Zukunft
der Landwirtschaft die nötige Hilfsleistung versagen wer-
den. Um keine Unklarheit aufkommen zu lassen, sei be-
tont, daß selbstverständlich mit dem Gesagten nicht Stel-
lung gegen eine gesunde Reform der Sozialgesetzgebung
genommen werden soll. Vorhandene Auswüchse müssen
ausgemerzt werden, es besteht aber der Verdacht, daß die
Arbeitsgeberkreise die vorhandene Notlage benutzen wol-
len, um wohlverworbene Rechte der Arbeitnehmerkategorie
zu vernichten.

Eisenbartkur.

Die Deflation hat mit der Schließung der Schalter der
deutschen Banken und Sparkassen den Höhepunkt er-
reicht. Diese Deflation, vor der seit Monaten, allerdings
fruchtlos, gewarnt worden ist, hat ihren verhängnis-
vollen Lauf genommen, und als sie gerade ihren Gipfel-
punkt erreichte, stand das Publikum vor geschlossenen
Türen der Kreditinstitute, standen die deutschen Reisenden
im Auslande mit ihren Reichsmarkbeständen da,

ohne Möglichkeit, sie einzulösen. Mit einem Schlage war
das Vertrauen in die deutsche Währung erschüttert, und
man befürchtete allgemein, daß aus der Geldknappheit
Geldüberfluß, aus der Deflation Inflation würde.

Von nationaler Seite ist vorgeschlagen worden, der
Deflation rechtzeitig zu begegnen, und zwar durch Schaf-
fung einer Binnenmark, die neben der Reichsmark, die
voll gedeckt, zum alten Kurse weiter bestehen bleiben
sollte, in Umlauf gesetzt würde. Man hat zuerst davon
gesprochen, auf die Rentenmarkbestände zurückzugreifen,
also auf ein Zahlungsmittel, das tatsächlich noch vorhan-
den war, das seinerzeit einen großen Publikums-
erfolg hatte, und das, vielleicht in Verbindung mit der großen
Ausfallsbürgschaft der deutschen Wirtschaft, irgendwie
zur Wiederherstellung der Zahlungsfähigkeit der Kassen
hätte Verwendung finden können. Man war da schon auf
dem halben Wege zur Binnenmark. Jetzt hat das Reichs-
kabinett anders beschlossen: es griff zu einer Art Eisen-
bartkur und setzt die Deckungsgrenze der Reichsbank-
noten auf 30 v. H. herab unter gleichzeitiger Vermeh-
rung der Umlaufmittel um 1 Milliarde Mark. Das ist
natürlich das Gegenteil dessen, was in dem erwähnten
Vorschlag zum Ausdruck gekommen ist. Dieser Vorschlag
war ja auch nur unter der Voraussetzung gemacht wor-
den, daß sämtliche Zahlungen, die irgendwie mit den Tri-
buten im Zusammenhang standen, mit sofortiger Wir-
kung eingestellt werden mußten. Jetzt hält man sich im
Rahmen des zwischenstaatlichen Schachers um das Tri-
butenjahr, hofft auf ausländische Kredite und vermehrt
die Zahlungsmittel.

Das muß bedenklich stimmen, wenn man auch nicht
automatisch von einer Inflation sprechen kann. Das Zah-
lungsmittel ist ja nicht durch die Golddeckung bestimmt,
sondern vielmehr beruht es auf dem Vertrauen, das in
den Staat, der es ausgibt, gesetzt wird. Auch die Devi-
senverordnung, die die Reichsregierung jetzt herausgibt,
fordert zur Kritik heraus. Es entsteht bei dieser, vom
Ausland erzwungenen Maßnahme nämlich die Gefahr,
daß sich ein inoffizieller, ein schwarzer Handel mit Devi-
sen herausbildet, der für die Mark außer einem „norma-
len“ Disagio noch durch eine Art von Risikoprämie
Wertebüßen bedeuten kann. Es ist ja kein Neuland,
das hier betreten wird. Man hat wahrhaftig selten auf
einem Gebiete so viele und so bittere Erfahrungen ge-
sammelt, wie auf dem währungstechnischen Maßnahmen,
die getroffen wurden, um Folgen von Ursachen zu be-
kämpfen, die auf einer ganz anderen Ebene lagen. Diese
Ursachen liegen jetzt auf politischem Gebiete und müssen
politisch bekämpft werden.

„Schafft den Sonntag ab!“

Das „Berliner Tageblatt“ für Sowjet-Methoden.

Das jüdische linksdemokratische „Berliner Tageblatt“,
das aus seiner Freundschaft für die kulturellen „Errun-
gen“ Sowjetrusslands nie ein Sehl gemacht hat,
erörtert in einer Beilage das Thema: „Großstadt macht
Wochenende!“ Während anderswo überall die Erkenntnis
von den seelischen Werten des Wochenendes sich durchsetzt,
bleibt es dem „B.T.“ vorbehalten, unter der Parole
„Schafft den festen Sonntag ab!“ Sowjetrussland als Vor-
bild für das deutsche Wochenende hinzustellen.

„Dicht gedrängt, gequetscht, schweißtriefend marschieren
vier Millionen Berliner in das Weekend, dessen Radius
ihnen das Portemonnaie vorschreibt, das heißt um die
Peripherie der Stadt häufen sich die Erholungshungr-
gen.“ Gibt es keine Rettung? so fragt dann das „B.T.“,
nachdem es seinem Unmut über den großstädtischen Mas-
senbetrieb am Wochenende Luft gemacht hat. Antwort:
„Doch! In Rußland hat man das System der verschie-
benen Feiertage (wenn man will: Sonntage) tage. Die eine
Fabrik schließt Mittwoch, das Nebenbüro Montag und
so fort. Die Arbeit wird auch so geleistet: man weiß ja,

Der englische und der französische Botschafter behaup-
ten, „U-Deutschland“ habe als U-Boot ohne weiteres den
Charakter eines Kriegsschiffes. Das Boot wird daraufhin
von einer amerikanischen Kommission besucht. Da aber
keinerlei Bewaffnung und auch keine Vorrichtung zur
Anbringung einer solchen an Bord sind, wird dem Pro-
teste seitens der amerikanischen Regierung nicht stattge-
geben. In der Zeit des Hafenaufenthaltes wird die
deutsche Ladung, in erster Linie Farben, gelöscht und dafür
als Ladung Kaugummi und Nickel an Bord genommen.
Und dann wird ohne Aufenthalt die Rückfahrt angetreten.
In der „Morningpost“ vom 18. 7. 1916 stand zu lesen:
„Die „Deutschland“ ist infolge ihrer U-Bootseigenschaften
als Kriegsschiff anzusehen und als solches zu behandeln.
Die Kriegsschiffe der Alliierten werden daher jede Ge-
legenheit wahrnehmen, das Boot außerhalb der ameri-
kanischen Hoheitsgrenze zu stellen und werden es ohne
Warnung versenken.“ Das war deutlich! Niemals
hat sich der englische Standpunkt in seiner ganzen Bru-
talität deutlicher gezeigt. Der mächtigste neutrale Staat
hatte nach eingehender Untersuchung das Fahrzeug als
reines Handelsschiff anerkannt; was schert das England!
Es erkannte die Gefahr für seine Blockade, und so wurde
das Recht eben mit fadenscheinigen Gründen verdreht.

Aber ungehindert kam „U-Deutschland“ nach Hause,
bejubelt von einem ganzen Volk, das instinktiv erkannte,
daß hier ein Mittel gefunden war, allen Abschnürungs-
bestrebungen unserer Gegner trogen zu können. Noch
einmal brachte „U-Deutschland“ wertvolle Fracht nach
Deutschland, dann hörte durch den Eintritt Amerikas in
den Krieg die neu geschaffene Verbindung mit der Außen-
welt auf. Es wurde umgebaut, bewaffnet und als U-
Kreuzer „U 156“ gegen eben das Amerika verwendet, wo
es in friedlicher Mission so begeisterte Aufnahme gefunden
hatte.

wann der Na-
schlagen. Bate-
tag. Aber wie
Familie“ ist n

Cur

Am Montag

Die Ereignisse
Donnerstag mi-
in Berlin rech-
getroffen würd-
sen Besuch ab-
europäischen A-

Wieder ei-
von London n-
London. Ange-
von der unuer-
Einfallsaktion
Mächten den
eine Europa-A-
Konferenz soll-
reichs, Italiens

Die erste
erhielt die eng-
die Vereinigten
eines Beobacht-
auf zu einer
englischen Vor-
entscheiden, ob
heit führender
möglich ist.

Den Verh-
Konferenz wir-
der Ueberwind-
man bisher in
wirkungen der
die letzten Ku-
schen den Bew-
zumindest im
bisher so selbst-
zeichnen müsse
zur Teilnahme
Deutschland a-
reich auch jeht
land aber ver-
Augenblick, de-
durch politische
schaffen, ableh-

Eine C

Die d

Die Abfa-
in London be-
schiebung des
europäischen E-
men mache ei-
männer notw-

Auf eine
donald in der
mitzuteilen, e-
neuer Verhan-
formiert wort-
mehr entschied-
er, Macdonal-
dachte, sei das
nisterkonferen-
gekündigt hab-

Neue Ho-
nen, daß die
ändert bei 2,
wurde um 1
falliges S-
auf 4 Prozen-

Soef

Der deut-
hatte erneut
Außenminister
entwicklung d-

Im weite-
Unterredung
mit dem engl-
amerikanischen
ursprünglich i-
Abstraktions-
der Dinge bei
deutsche Fina-
auf Europa e-

Deutsch-franzö-
nim

Reichssta-
Dr. Curtius
Freitags Ber-
geben, wo an-
wird. Die E-
Vorbegehungs-
schen Regieru-
und der Auf-
Bülow und I-
Kroffig, von
heimrat Bod-

Den Vor-
gen 6 Uhr a-
nisterpräsident-
die englische
Außenministe-
vertreten sein

...lage war
...ittelt, und
...knappheit
...rde.
...orden, der
...durch Schaf-
...mark, die
...en bleiben
...erst davon
...zugreifen,
...vorhanden
...umserfolg
...der großen
...irgendwie
...der Rassen
...schon auf
...das Reichs-
...Art Eisen-
...leichtsinnig
...ermeh-
...k. Das ist
...erwähnten
...Vorschlag
...macht wor-
...it den Tri-
...an sich im
...das Tri-
...vermehrt
...auch nicht
...Das Jahr-
...bestimmt,
...en, das in
...die Devi-
...herausgibt,
...dieser, vom
...die Gefahr,
...mit Devi-
...„norma-
...fiskoprämie
...in Neuland,
...sellen auf
...rungen ge-
...maßnahmen,
...hen zu be-
...agen. Diese
...und müssen
...E.
...b!“
...thoden.
...Tageblatt“,
...en „Erzün-
...emacht hat,
...stadt macht
...Erkenntnis
...durchgeführt,
...der Parole
...den als Vor-
...en.
...marschieren
...sen Radius
...ucht um die
...Hungungsri-
...das „W.T.“,
...tischen Waf-
...Antwort:
...der verschie-
...Die eine
...Montag und
...an weiß ja,
...fter behaup-
...weiteres den
...daraufhin
...t. Da aber
...richtung zur
...dem Pro-
...nicht statge-
...wird die
...ht und dafür
...genommen.
...angetreten.
...nd zu lesen:
...eigenschaften
...n behandeln.
...er jede Ge-
...der ameri-
...en es ohne
...hl! Niemals
...ganzen Bru-
...utrale Staat
...fahrzeug als
...das England!
...und so wurde
...verdreht.
...nach Hause,
...tuo erkannt,
...bschnürungs-
...innen. Noch
...Fracht nach
...Amerikas in
...it der Aufs-
...und als U-
...erwendet, wo
...hyme gefunden

wann der Nachbar frei hat. Die Familie freilich zer-
schlagen. Vater hat Sonntag frei, Mutter am Donners-
tag. Aber wie ist es bei uns? Die „zusammengehörige
Familie“ ist nur noch eine Fiktion (!). Jeder kennt

seinen Weg. Nur die Ansicht, man müsse sich Sonntags
besonders ausgiebig und kostspielig ernähren, wahrt den
letzten Zusammenhalt... Im Interesse von Nerven und
Zeit: „Schafft den festen Sonntag ab!“

ferner die Ansicht vertreten, daß der Entschluß der eng-
lischen Regierung, eine Ministerkonferenz nach London
einzuuberufen, durch den Wunsch Stimson's ausschlagge-
bend beeinflusst worden sei, wobei die englische Regie-
rung anscheinend auch ein Gegengewicht gegen die Absicht
der Franzosen schaffen wollte, die Aussprache möglichst
schon in Paris unter Dach und Fach zu bringen.

Ueber das Programm der Londoner Ministerkonfe-
renz ist noch nichts näheres bekannt. Halboffiziellen
Verlautbarungen zufolge soll die Konferenz nicht zu
lange ausgedehnt werden. Der Hoover-Plan soll die
Grundlage bilden. Man muß abwarten, ob Macdonald
einen großzügigen Plan vorlegen wird, der bereits den
Uebergang vom Ende des Hoover-Moratoriums zu neuen
Abmachungen umfaßt. Außerdem werden sicherlich Ab-
rüstungsfragen zur Sprache kommen.

Vor dem Endkampf. Europa-Konferenz.

Am Montag in London. — Macdonalds Besuch in
Berlin abgefragt.

— Berlin, 17. Juli.

Die Ereignisse überstürzen sich. Während man noch am
Donnerstag mit dem Besuch der englischen Staatsmänner
in Berlin rechnen konnte und alle Vorbereitungen dafür
getroffen wurden, hat die englische Regierung plötzlich die-
sen Besuch abgefragt und die sofortige Einberufung einer
europäischen Konferenz nach London angeregt.

Wieder einmal spielte der Draht, gingen Depeschen
von London nach Berlin und Paris und von Berlin nach
London. Angesichts des Ernstes der Stunde und überzeugt
von der unveränderlichen Notwendigkeit einer europäischen
Einheitsaktion unterbreitete die englische Regierung den
Mächten den Vorschlag, noch im Verlaufe des Montags
eine Europa-Konferenz in London zu eröffnen. An der
Konferenz sollten Vertreter Deutschlands, Englands, Frank-
reichs, Italiens und der Vereinigten Staaten teilnehmen.

Die erste Zustimmungserklärung zu diesem Vorschlag
erhielt die englische Regierung aus Rom. Uebrigens gaben
die Vereinigten Staaten ihrer Bereitschaft zur Entsendung
eines Beobachters Ausdruck. Das Reichskabinett trat dar-
auf zu einer Sitzung zusammen, um gleichfalls zu dem
englischen Vorschlag Stellung zu nehmen und darüber zu
entscheiden, ob im gegenwärtigen Augenblick die Abwesen-
heit führender Regierungsmitglieder von Berlin überhaupt
möglich ist.

Den Verhandlungsgegenstand der geplanten Europa-
Konferenz wird selbstverständlich ausschließlich die Frage
der Ueberwindung der deutschen Finanzkrise bilden. Hat
man bisher im Ausland geglaubt, gegen ernsthafte Aus-
wirkungen der deutschen Krise gefeit zu sein, dann haben
die letzten Kursrückgänge an den Auslandsbörsen inzwi-
schen den Beweis erbracht, daß eine europäische Solidarität
zumindest im Unglück besteht. Selbst Frankreich, das sich
bisher so selbstfester fühlte, hat schwerste Kurseinbrüche
verzeichnen müssen, so daß allmählich auch in Paris Reu-
gung zur Teilnahme an einer internationalen Hilfsaktion für
Deutschland aufgekommen ist. Allerdings fordert Frank-
reich auch jetzt noch „tatsächliche Garantien“. Für Deutsch-
land aber verbleibt es dabei, daß auch in dem ersten
Augenblick, den wir jetzt durchleben, die Zumutung, uns
durch politische Konfessionen Ueberbrückungskredite zu ver-
schaffen, ablehnen müssen.

Eine Erklärung Macdonalds.

Die deutsche Delegation fährt über Paris.

— London, 17. Juli.

Die Abfrage des englischen Besuchs in Berlin erregte
in London beträchtliches Aufsehen. Als Grund für die Ver-
schiebung des Besuchs wird geltend gemacht, der Ernst der
europäischen Lage und die Dringlichkeit von Hilfsmah-
nahmen mache eine schnelle Zusammenkunft aller Staats-
männer notwendig.

Auf eine Anfrage im Unterhaus des Inhalts, ob Mac-
donald in der Lage wäre, Einzelheiten über die Konferenz
mitzuteilen, erwiderte der Premierminister, im Verlaufe
neuer Verhandlungen sei die englische Regierung dahin in-
formiert worden, daß sich der deutsche Reichskanzler nun-
mehr entschieden hätte, Paris aufzusuchen. Der Besuch, den
er, Macdonald, in Berlin mit Henderson zu machen ge-
dachte, sei daher logischerweise verschoben worden. Die Mi-
nisterkonferenz werde am Montag, wie er es ja schon an-
gekündigt habe, in London beginnen.

Neue Hoffnung hat man in London dadurch gewon-
nen, daß die Bank von England den Diskontsatz unver-
ändert bei 2,5 Prozent belassen hat. Diese Beibehaltung
wurde um so mehr begrüßt, als kurz zuvor durch ein
falsches Signal an der Börse schon eine Erhöhung auf
4 Prozent angekündigt worden war.

Hoersch erneut bei Briand.

— Paris, 17. Juli.

Der deutsche Botschafter in Paris, Herr von Hoersch,
hatte erneut eine Unterredung mit dem französischen
Außenminister Briand und unterrichtete ihn über die Fort-
entwicklung der deutschen Lage.

Im weiteren Verlaufe des Tages fand in Paris eine
Unterredung des französischen Ministerpräsidenten Laval
mit dem englischen Außenminister Henderson und mit dem
amerikanischen Staatssekretär Stimson statt. Während
ursprünglich daran gedacht war, diese Besprechung mit der
Abrüstungsfrage auszufüllen, hat jetzt das Schwergewicht
der Dinge bewirkt, daß die Minister fast ausschließlich die
deutsche Finanzkrise und die Rückwirkungen dieser Krise
auf Europa erörtert haben.

„Ab nach Paris!“

Deutsch-französische Vorbesprechungen. — Macdonald über-
nimmt den Vorsitz der Europa-Konferenz.

Berlin, 17. Juli.

Reichskanzler Dr. Brüning und Reichsaussenminister
Dr. Curtius verlassen in den Abendstunden des heutigen
Freitags Berlin, um sich über Paris nach London zu be-
geben, wo am Montag die Europa-Konferenz stattfinden
wird. Die Einladung nach Paris, wo deutsch-französische
Vorbesprechungen stattfinden dürfen, ist von der französi-
schen Regierung ergangen. Begleitet werden der Kanzler
und der Außenminister von den Staatssekretären Dr. von
Bülow und Dr. Schäffer, von dem Ministerialdirektor von
Kroffitz, von je einem persönlichen Berater und von Ge-
heimrat Voss von der Reichsbank.

Den Vorsitz der Europa-Konferenz, die am Montag ge-
gen 6 Uhr abends beginnen wird, wird der englische Mi-
nisterpräsident Macdonald führen. Außer Macdonald wird
die englische Regierung bei diesen Verhandlungen durch
Außenminister Henderson und Staatssekretär Swomben
vertreten sein.

Offizielle Teilnahme Amerikas.

Die Regierung der Vereinigten Staaten, die anfangs
an die Entsendung eines Beobachters gedacht hat, hat sich
nunmehr zur offiziellen Teilnahme an den Beratungen ent-
schlossen. Zum Vertreter Amerikas bestimmte Präsident
Hoover den Staatssekretär Stimson, der gegenwärtig in
Paris weilt. Wie dazu aus Washington berichtet wird,
erklärt man dort in der Europa-Konferenz das Mittel, die
Hilfsleistung für Deutschland zu verstärken und erhofft Wa-
shington von dieser Konferenz einen Ausgleich der deutsch-
französischen Differenzen.

Das Bekanntwerden der Einigung über die Minister-
konferenz in London und der Entschluß der deutschen Mi-
nister, über Paris zu fahren, hat an den Börsen des Aus-
landes, die noch am Donnerstag sehr befragt waren, einen
völligen Stimmungsumschwung herbeigeführt. Man glaubt,
mit einem Erfolg der Konferenz rechnen zu können und er-
wartet deshalb eine baldige Ueberwindung der Krise. Nicht
wenig haben zu diesem Umschwung aber auch die Not-
maßnahmen der Reichsbank und der Reichsregierung bei-
getragen, zeigten sie doch, daß Deutschland nichts veräu-
ßern wird, um notfalls sein Haus aus eigener Kraft in
Ordnung zu bringen. Die Reichsbank hat in Auswir-
kung der drakonischen deutschen Maßnahmen an allen Bör-
senplätzen eine starke Erholung erfahren!

Was den Zwischenhalt in Paris betrifft, werden
die deutschen Staatsmänner am Sonnabend dort eintreffen
und auch den Sonntag hindurch Verhandlungen führen.
Die Weiterreise nach London ist erst für Montag in Aus-
sicht genommen.

„Wenig günstige Auspizien...“

Das deutsch-französische Gespräch.

Ein Kommentar der Germania.

— Berlin, 16. Juli. Das Berliner Zentrumsorgan,
die „Germania“, die übrigens die Nachricht von der be-
vorstehenden Reise Brünings „über Paris nach London“
überschreibt, offenbar, um damit auszudrücken, daß der
Ton nicht auf Paris, sondern auf London liegt, widmet
der Kanzlerreise einen bemerkenswerten Leitartikel, in
dem es heißt:

Die Wiederaufnahme des deutsch-französischen Ge-
spräches, die von den Anhängern der Verständigung so
stark herbeigewünscht worden ist, findet unter wenig
günstigen Auspizien statt. Sollte es nicht gelingen, die
Aussprache auf die dringlichen Sorgen des Tages und
auf die Grundlage gemeinsamer wirtschaftlicher Inter-
essen zu beschränken, so wird sich die ganze Tiefe jener
Gegensätze aufdecken, die in den vergangenen zwölf Mona-
ten die Atmosphäre gestört und den normalen Gedanken-
austausch gehindert haben. Die deutsche Regierung wird
in der Lage sein, über Fragen, wie die Abrüstung und
die Zollunion Rede und Antwort zu geben und die deut-
sche Auffassung klar zum Ausdruck zu bringen. Aber
nicht hieron, sondern von einer beiderseitigen Erkennt-
nis der engen Schicksalsverbundenheit und von der Not-
wendigkeit einer wahrhaft paneuropäischen Initiative
kann mit Aussicht auf Erfolg gesprochen werden. Da
Paris seinem Wesen nach nichts anderes sein kann als
eine Vorbereitung für London, und da in London auch
Amerika und neben ihm die übrigen wichtigen Young-
Gläubiger am Verhandlungstisch sitzen werden, so müs-
sen die Bemühungen darauf gerichtet sein, ein grundsätz-
liches Einvernehmen über die Finanz- und Wirtschafts-
fragen zustande zu bringen, um nicht in London der Welt
das unerwünschte Schauspiel eines deutsch-französischen
Zweikampfes vorführen zu müssen.

Es ist überflüssig, darauf hinzuweisen, daß das deut-
sche Volk von dem Besuch Brünings in Paris nicht das
geringste zu erhoffen hat. Man wird froh sein können,
wenn Brüning stark genug bleibt, um uns wenigstens
neue Demütigungen zu ersparen.

Man will diktieren.

Brüning soll in Paris vor „vollendete Tatsachen“ gestellt
werden.

— London, 16. Juli. Welche Aussichten sich den deut-
schen Ministern bei den kommenden Verhandlungen in
Paris eröffnen, wird in einem Reuters Telegramm wie
folgt dargelegt:

Alles werde davon abhängen, welche Linie die Deut-
schen einhalten werden. Man werde ihnen darlegen, daß
sie eine einzigartige Gelegenheit zur Rettung Deutsch-
lands vom Bankrott, zur Besserung der deutsch-franzö-
sischen Beziehungen und zur Klärung der schwer gelade-
nen Atmosphäre in Europa wahrnehmen sollten. Sie
würden aufgefordert werden, finanzielle und politische
Garantien — auf den finanziellen Garantien besteu-
re man jetzt sehr — zu geben. Aber man werde ihnen auch
sagen, daß man nicht die Erniedrigung Deutschlands
wünsche (??). Der Völkerbund werde möglicherweise ge-
beten, seine Unterstützung zu leisten. Die Möglichkeit
eines Kompromisses über die „politischen“ Forderungen
Frankreichs (Einstellung des Baues der Westentaschen-
Panzerfahrzeuge und Aufgabe der deutsch-österreichischen
Zollunion) schiene jetzt näher zu sein. Man glaubt in
London, daß die Vereinbarungen in Paris schon so weit
fortgeschritten sind, daß man die deutschen Minister vor
ziemlich vollendete Tatsachen stellen wird. Es wird hier

Pariser Einigung über Panzerfahrzeuge?

— London, 16. Juli. Wie hier gerüchweise verlautet,
ist zwischen der französischen Regierung, Henderson,
Stimson und der italienischen Regierung eine Einigung
darüber zustande gekommen, daß das französische Pan-
zerkreuzer-Programm aufgegeben wird, falls Deutschland
vorher sein Panzerfahrzeugprogramm aufgibt.

Die Danatbank in der Krise.

Eine Erklärung der Treuhänder. — Die Einräumung neuer
und die Erhöhung alter Kredite ausgeschlossen.

Die Treuhänder der Danatbank geben folgende Er-
klärung bekannt: „Die Geschäfte der Darmstädter und Na-
tionalbank R. a. M. werden von den bisher hierzu berech-
tigten Personen mit den bisher gültigen Unterschriften unter
unserer Aufsicht und nach unseren Weisungen weitergeführt.
Gemäß Artikel 3 der Verordnung zur Durchführung der
Verordnung des Reichspräsidenten über die Darmstädter
und Nationalbank vom 13. Juli 1931 erteilen wir unsere
Zustimmung zu den Willenserklärungen, die der laufende
Geschäftsbetrieb der Bank mit sich bringt; ausgenommen
hiervon sind: die Einräumung neuer und die Erhöhung
bereits bestehender Kredite, ebenso wie die Aufnahme von
Krediten durch die Bank.“

Zinserhöhung bei Sparkassen.

Eine Anregung des Sparkassenverbandes. — Erhöhte
Bankzinsen für neu eingezahlte Gelder.

— Berlin, 17. Juli.

Wie der deutsche Sparkassen- und Giroverband er-
klärt, ist den angeschlossenen Instituten empfohlen worden,
im Hinblick auf die Erhöhung des Reichsbankdiskontsatzes
auf 10 Prozent, die ja als eine reine Notmaßnahme anzu-
sehen sei, eine Erhöhung des Zinssatzes im Spar- und
Hypothekendarlehensgeschäft zwar ebenfalls vorzunehmen,
jedoch von einer stärkeren Heraushebung als 1 Prozent
Abstand zu nehmen. Denn das würde zu einer weiteren
Belastung des Hausbesitzes und der Landwirtschaft füh-
ren, ohne daß die beabsichtigte Wirkung, nämlich ein stär-
kerer Rückfluß von Geldern, in diesem besonderen Zweig
der Kapitalanlage kaum erzielt werden dürfte.

Die Mitglieder der Stempelervereinigung haben in
Abänderung der gestrigen Vereinbarung beschloffen, für
neu eingezahlte Gelder, die den gesetzlichen Auszahlungs-
beschränkungen nicht unterliegen, mit Wirkung vom heu-
tigen Tage in provisionsfreier Rechnung 8 Proz. p. a., in
provisionspflichtiger Rechnung 9 Prozent p. a. zu vergüten.

Im Zusammenhang mit der Verordnung über den
Verkehr mit ausländischen Zahlungsmitteln hat der Poli-
zeipräsident von Berlin ein Sonderdezernat im Polizei-
präsidium eingerichtet, das Verstöße gegen diese Verord-
nung mit unnachlässiglicher Strenge ahnden wird. Die im
Devisenhandel betroffenen Personen werden dem Schnellrichter vorgeführt werden; wenn sie Aus-
länder sind steht ihre Ausweisung zu erwarten.

Paris gefährdet Europa.

Auch die „Times“ wird deutlich. — „Ist Frankreichs
Spiel des Einflusses wert?“

— London, 17. Juli.

In einem „Ein kritischer Tag“ überschriebenen Artikel
macht die „Times“, das führende Blatt Englands, folgende
bemerkenswerten Ausführungen:

„Die jetzt eingetretene Krise war unvermeidlich, wenn
sie auch früher gekommen ist, als man es erwartet hatte.
Es war seit langem klar, daß die Weltdepression infolge
des ungeheuren Preisturzes die Last der Reparationszah-
lungen erschweren würde, und zwar bis zu einem Punkt, wo
sie einen gefährlichen Druck auf das deutsche Wirtschafts-
system ausübte. Ueberdies führte die ungeheure Zunahme
der Arbeitslosigkeit zu tiefer Unzufriedenheit bei den Volks-
massen, und fing an, die politische Stabilität Deutschlands
zu gefährden. Seit der verhängnisvollen Inflation der
Nachkriegsperiode, die nahezu das ganze flüssige Kapital
Deutschlands vernichtete, hat Deutschland seinen Bedarf
durch Anleihen im Ausland gedeckt, zuweilen nicht gerade
in kluger und produktiver Weise. Infolgedessen reichte ein
verhältnismäßig unwichtiges Ereignis, wie der Zusammen-
bruch der österreichischen Credit-Anstalt, aus, um die
ausländischen Geldgeber zur Zurückziehung ihrer Darlehen
zu veranlassen. Die Reichsbank sah infolgedessen ihre Res-
erven schwinden, und die Lage war bereits kritisch, als
Präsident Hoover plötzlich den bekannten Schritt unter-
nahm.“

Wären die amerikanischen Vorschläge sofort und ein-
stimmig angenommen worden, so hätte ihre belebende
Wirkung Deutschland wahrscheinlich in die Lage versetzt,
über die Schwierigkeiten hinwegzukommen. Aber die von
Frankreich verursachte Verzögerung veranlaßte eine Ver-
doppelung der Nervosität mit dem Ergebnis, daß neben
den auswärtigen Abzügen in Deutschland selbst die Flucht
vor der Mark begann. Glücklicherweise hat die deutsche Re-
gierung Schritte getan, um das Loch zu verstopfen. Aber
die Weigerung Frankreichs, an einem internationalen Kre-
dit für Deutschland teilzunehmen, außer unter Bedingun-

gen, die Dr. Brüning anzunehmen nicht in der Lage ist, hat einen Zustand geschaffen, der die finanzielle Stabilität beinahe jedes europäischen Landes bedroht.

Die Hauptsache ist jetzt, daß Finanzbehörden und Publikum in Frankreich ebenso wie in Deutschland kaltes Blut bewahren, wenn nicht unsagbarer Schaden entstehen soll. Vor allem muß das Vertrauen wiederhergestellt werden. Dies ist noch immer möglich, sogar jetzt, wo der Sturm schon losgebrochen ist.

Aber nur unter einer Bedingung: daß nämlich die französische Regierung bereit ist, alle kurzfristigen politischen Erwägungen beiseite zu lassen und von Herzen mit Großbritannien und den Vereinigten Staaten bei den Maßnahmen mitzuwirken, die zum Schutze der deutschen Währung notwendig sind.

Deutschland ist für den Augenblick von allen Reparationszahlungen befreit worden, und im Grunde sind die Verhältnisse in Deutschland viel gesünder, als sie zur Zeit der Inflation waren. Die Industrie leidet schwer unter der Depression, genau wie die Industrien aller anderen Länder, aber ihre Grundlage ist gesünder, die Handelsbilanz ist positiv, und dank der mutigen Politik von Dr. Brüning ist das Budget des Deutschen Reiches ausgeglichen.

Das einzige Hindernis ist die politische Unversöhnlichkeit der französischen Regierung, die verantwortlich ist für das Wachsen und die Ausbreitung der gegenwärtigen Krise.

Frankreich täte wirklich gut, darüber nachzudenken, ob es nicht durch die Förderung eines Zusammenbruches in Deutschland die Sicherheit einiger seiner eigenen zentral-europäischen Alliierten ernstlich gefährden würde. Es muß auch Laugel und seinen weiterblickenden Kollegen klar sein, daß die Gefahren für sie unendlich größer sind als der Gewinn, um den es geht.

Die Erpressung politischer Garantien von Dr. Brüning würde, selbst wenn er bereit wäre, sie zu geben, wert-

los sein, denn sie würde so gut wie gewiß zum Sturze seiner Regierung führen. Welche politische Färbung auch die folgende Regierung hätte, auf jeden Fall wäre sie sicherlich den französischen Interessen feindlich gesinnt. Ist dieses Spiel des Einsatzes wert?

Zum Schluß drückt das Blatt die Hoffnung aus, daß die Besprechungen zwischen Henderson, Stimson und der französischen Regierung eine rechtzeitige Lösung der Krise bringen möchten, und schließt: „Das Befriedigende an diesen Besprechungen ist, daß die britischen und amerikanischen Vertreter bei ihnen gemeinsam wirken. Denn letzten Endes hängt alles von der engen Zusammenarbeit dieser beiden Länder ab.“

Mellon ebenfalls nach London beordert.

— New York, 16. Juli. Schatzkanzler Mellon, der zur Zeit zur Erholung in Südfrankreich weilt, hat von Washington aus den Auftrag erhalten, sich nach London zu begeben zur Teilnahme an den dort am Montag beginnenden Verhandlungen.

Hinweis.

Wirtschaftskrise und Bausparen.

Die Wirtschaftskrise hat sich in fast allen Zweigen unseres Wirtschaftslebens ausgebreitet; bei den verminderten Einkommensverhältnissen muß jeder einzelne sorgfältiger rechnen als je.

Um so erstaunlicher ist es, mit welcher erfolgreicher Sicherheit die Gemeinschaft der Freunde ihren Weg geht. Trotz der mangelhaften Wirtschaftsverhältnisse im Reich, noch dazu in heftigem Konkurrenzkampf stehend, erbringt die GdF mit ihrer in diesen Tagen vorgenommenen Zuteilung erneut den Beweis der führenden Stellung, welche sie als älteste und größte deutsche Bausparkasse einnimmt.

Bis heute wurden im ersten Halbjahr 1931 an 1120 Bausparer 16,3 Millionen RM zugeteilt. Insgesamt hat daher die Ge-

meinschaft der Freunde in Ludwigsburg (Württ.), seit sie vor 7 Jahren ihre Arbeit aufnahm, 11 755 Bausparern 176,7 Millionen RM zur Verfügung gestellt, 11 755 Bausparern ist der Vorteil niedrig verzinslicher, unkündbarer Darlehen zugute gekommen.

Diese Erfolge und Leistungen sind es, die diesem gemeinnützigen Werk in weiten Volkskreisen, wie auch bei höchsten Regierungsstellen in Reich und Ländern, allgemein Vertrauen und Anerkennung gebracht haben.

Kirchliche Nachrichten der Zionsgemeinde zu Bethel.

Samstag 19. Juli: Beichte u. Abendmahl in Zion: Pastor Wilm. Sonntag, den 19. Juli: 8½ Uhr: Pastor Meyer. 9 Uhr: Pastor Koniche. 10 Uhr: Pastor Schlatter. Donnerstag 19½ Uhr: Pastor Mez.

Kirchennachrichten für Schilbesche.

Sonntag, 19. Juli: 8 Uhr vorm. Frühgottesdienst, Pastor Hopmann. 9 Uhr vorm. Kinderlehre für die Konfirmanden von Pastor Hopmann. 10 Uhr vorm. Hauptgottesdienst, Pastor Dahlmann.

Waldgottesdienst bei gutem Wetter auf der Waterbör.

Am Sonntag, den 19. Juli 1931, vorm. 10¼ Uhr: P. Pawlowski.

Bethel.

Wasserverbrauch einschränken! Die anhaltende Trockenheit dieses Sommers zwingt uns, schon jetzt darauf aufmerksam zu machen, daß es notwendig ist, mit unserem Wasservorrat sorgfältig hauszuhalten. Das Sprengen in den Gärten mit Wasser aus der Wasserleitung darf deshalb nicht mehr erfolgen und wird hierdurch verboten. Es wird dringend gebeten, diese Anweisung zu beachten. Der Anstaltsvorstand.

Schriftleitung: B. Kraa, Wirtschafts- und Welpolitik: Dr. S. Suttel. Anzeigen: A. Diekmann, alle in Bethel. Zuschriften für die Schriftleitung: Bielefeld, Schlieffach 28. Für Geldsendungen Postfachkonto: Hannover 67377. „Aufwärts“, Christliches Tagesblatt, Bethel b. Bielefeld. Fernruf 3911/3919, Amt Bielefeld. Druck und Verlag: Anstalt Bethel.

Im 1. Halbjahr 1931 Baugeld zugeteilt **16,3 Millionen RM.**

Gesamtzuteilung in 6½ Jahren **176,7 Millionen RM.**

Die Gemeinschaft der Freunde als älteste, größte und erfolgreichste deutsche Bausparkasse hat 11755 Eigenheime finanziert; sie verschafft billige, unkündbare Darlehen zum Bau und Kauf von Ein- und Mehrfamilienhäusern, sowie zur Ablösung teurer Hypotheken. Verlangen Sie bitte noch heute die kostenlose Druckschrift R 24 von der Bausparkasse.

Gemeinschaft der Freunde Wüstenrot. Gem. G. m. b. H. Ludwigsburg/Württemberg „Geschäftsstelle Düsseldorf, Wilhelmplatz 10, gegenüber dem Hauptbahnhof, Telefon 23908“

Ernst Münch, Brackwede Hauptstraße 81



ZentRa-Uhren

in jeder Preislage

Bielefelder Musikinstrumenten-Fabrik

ERNST DAVID

gegründet 1855
prämiiert mit Ehrendiplom und goldener Medaille
liefert als Spezialität die von den

Posaunen-Chören

bevorzugten Flügelhörner (System Kuhlo) sowie in bester Qualität auch alle anderen Blechinstrumente, empfohlen durch Pastor Kuhlo in seinen „Posaunenfragen“ — Seite 20—26

Katalog und Preisliste gratis.

Flüssige Trauben Mundelsheimer

Trollinger ¾ Ltr. Fl. tiefrot nur 1.20
Rotgewächs ¾ Ltr. „ rot „ 1.—
Bei Abnahme von 50 Fl. tiefrot 1.—
rot 0.85, sind garantiert naturrein,
unvergoren, frei von jeglichen
Chemikalien, enthält Vitamine und
Duftstoffe der frischen Frucht. Versand
von 10 Fl. an (direkt aus
erster Hand), bei Bestellung Bahn-
station angeben.

Karl Schütz, Weingärtner,
Mundelsheim,
St. Bietigheim (Württemberg).

**Kleine christliche
Privat-Pension** Otto Roth

Luftkurort Auerbach a. d. B.
Villa, Garten, Sonnige Lage. Liege-
halle. Bürgerl. Küche; Vegetar.
und Rohkost. Bad im Hause.
Preis Mk. 4.—, Mk. 5.—

Unglückliche und Minderbemittelte
haben Ermäßigung.

Haus Groß Langenlonsheim

Kloningersmühle, Nähe Bad Kreuznach

finden Sommerfrischler freundliche Aufnahme. Ruhe und Erholung ohne Kurtaxe. Pensionspreis 3.50 bis 4 Mk. Prospekt frei.

Jungborn Rudolf Jufts Kuranstalt

35 JAHRE und Sechshundert Jungborn
JUNGBORN-KUREN:
Wasser-Heilerde-Sonne-Luft-Armung-Gymnastik-Massage
Diät u. Faltenkuren. Anstalt Ludwigsburg/Württemberg

Qualitäts - Matratzen

in verschiedenen Füllungen wie

Robhaar, Kapok, Alpengras mit Haarauflage, Alpengras

„Original Schlaraffia“

Polsterei Ordelheide, Bielefeld

Kreuz Str. 43

Mein edler
Tilsiter Vollkornkäse

mit 48/52% Fett i. T. kostet ab heute nur RM
0.90 pro Pfd. Versand erfolgt nur in Post-
kolli mit Nachn. Porto u. Verpackung frei.

Friedrich Stolzka

Dampfmolkerei Jedwillen.

Post Mitzweilen, Tilsiter Niederung.

ianos

Harmoniums

erstklassige und solide

Fabrikate.

Mäßige Preise! Bequeme Teil-

zahlung

Bielefelder Piano- u. Harmonium-Werk.

Otto Stierstadt

Bielefeld, Ellerstraße 11.

Uegr. 1905. Tel. 3757

Bad Nauheim:

Freundl. Zimmer, unweit de

Bäder und Salinen. Volle

Pension von 5.— Mark an.

H. Spiekermann, Karlstr. 51 p.

Saison - Ausverkauf

Alle Waschstoffe, wie Waschmusseline, Wollmusseline, Kunstseide, Voile, Zefir, Indanthren-Trachtenstoffe kommen zu enorm billigen Preisen zum Verkauf

Günstige Gelegenheit beim Einkauf sämtlicher Weißwaren

Hemdentuche starkfädig Meter zu . . 68 58 48 32,5	Linon 160 cm breit Meter zu 1.55 1.35 1,00	Nessel-Bettücher 2.10 Meter lang zu 1,55
Hemdentuche feinfädig Meter zu . . 65 60 55 48,5	Bettendamast 160 cm breit Meter zu 3.15 2.60 2.30 1.80 1,45	Nessel-Bettücher 2.25 Meter lang zu 2,10
Rohnessel 78 cm breit Meter zu 47 38 29 23,5	Bettsatin 160 cm breit Meter zu . . . 2.30 1.95 1.80 1,15	Haustuch-Bettücher 2.25 Meter lang zu 2,85
Rohnessel 155 cm breit Meter zu 78 68,5	Hemdenbarchent Körper-Qualitäten Meter zu . 78 70 54,5	Halbleinen-Bettücher 2.25 Meter lang zu 4,25
Rohnessel 160 cm breit Meter zu 95 85,5		

Bettbezüge in Linon 160/200 cm groß zu 6.75 6.15 4,65	Bettbezüge in Satin 160/200 cm groß zu 7.75 6.75 5,60	Küchentücher Rein Leinen zu 72 68 55 42,5	Frottiertücher 55/110 cm groß, zu 1.65 1.20 50/100 cm groß zu 1.25 90 75,5	Kissenbezüge ausgestoniert, 80/80 cm groß, zu 1.80 1.50 1.45 95,5
---	---	---	---	---

Heinr. Hirz * Bielefeld, Obernstraße 35

Beilage des Aufwärtz

Nr. 165.

Bielefeld-Bethel (Verlagsort Bielefeld), Sonnabend, den 18. Juli 1931.

13. Jahrgang.

Aus fernen Zonen.

Vom Felde der Mission.

30 Jahre Evangelium auf Mentawai.

Von Missionsinsp. Pastor Lic. Delius-Barmen.

Westlich von Padang liegen, 150 Kilometer von der Westküste Sumatras entfernt, die 4 Mentawaiinseln. Die größte, Sabirut, ist 90 Kilometer lang und 30 breit. Die andern sind wesentlich kleiner. Etwa 9—10 000 Menschen bewohnen diese Insel. Einst glaubte man auch von ihnen, sie seien die „lieblichsten und unverdorbensten“ Menschen. Doch der Mann, der so schrieb, verließ nach 2 blutigen Zusammenstößen mit den Eingeborenen schleunigst die Insel, und ein anderer meinte kurz nachher, „das Volk ist zu schlecht, es hat überhaupt keine Seele und keine gute Seite mehr.“ Und doch sind die Mentawier Gottes Geschöpfe wie wir; nur tief gesunken in ihrem Heidentum und in ihrer Gottesferne mit allem Schmutz fleiblicher und fleischer Art.

Den ersten Anstoß, die Missionsarbeit auf Mentawai zu beginnen, gab in den 90er Jahren des vorigen Jahrhunderts der Hafenmeister von Padang, ein Herr v. d. Wedden, der eine Lanze nach Barmen schickte mit folgendem Begleitschreiben: „Mit dieser Lanze haben die Mentawier einen Mann von einem chinesischen Handelsboot ermordet. Die Menschen dort sind noch alle rohe Heiden. Wann werden auch diese armen Leute endlich das Evangelium hören?“

Nach langem Schwanken und Versuchen, die Arbeit andern Gesellschaften zu übertragen, glaubte die Rheinische Mission, die Pflicht zu haben, dem Fingerzeig des Herrn nach Mentawai zu folgen. 1901 machten Missionar Lett und Cramer die erste Erkundungsreise. Am 31. Dezember landete Lett endgültig in Sikakap und begann mit dem Bau der Station. Er selbst erzählt von dem ersten Silvesterabend: „Bald legte sich alles zur Ruhe. Da aber meine Gedanken durch Freude und Sorge bewegt waren, nahm ich noch in der zwölften Stunde mein Horn und ließ gemäß meiner Doppelstimme in den Wald hinausdrallen: „Lobe den Herrn, den mächtigen König der Ehren“ und „Ach bleib mit deiner Gnade“. So innerlich durch den Herrn Nahesein erquickt, fand der müde Leib noch seine Ruhe, bis die hellen Sonnenstrahlen durch die Bretterritzen lugten und der vierstimmige Gesang der Batakchristen: „O Jesu, wahres Licht“ mich weckte. Das war nach dem trüben Silvester ein lichtverheißender Neujahrsgesang.“ Nun galt es, die Anfangsschwierigkeiten zu überwinden, den Urwald zu roden, ein Haus zu bauen mit Hilfe der von Nias mitgekommenen Zimmerleute, vor allem aber zu versuchen, eine Bresche in den Urwald des Heidentums zu legen. Anfangs fanden sich allerlei Neugierige ein, denen die Sprache abgelauscht, ab und zu auch ein Wort der Verkündigung gesagt werden konnte. Das muß immer eins der ersten Anliegen des Missionars sein, die Sprache des

fremden Volkes, unter dem er arbeitet, recht zu lernen. Missionar Lett hatte darin eine besondere Begabung. Er schuf sogar die Anfänge einer christlichen Literatur und übersetzte in den ersten 5 Jahren 60 biblische Geschichten, 20 Pieder und einen Katechismus, schuf auch die notwendigen Zeitschriften für den Unterricht. Daneben besuchte er die Leute fleißig und fuhr im Einbaum durch die wüsten Brandung. Es waren mühselige und entbehrungsreiche Veruche, mit den Leuten anzuknüpfen, die den Missionar nicht wollten und sehr oft abwießen. Ein Samenausstreuen in dem dünnen und toten Lande. Von Anfang an begann man mit der Schularbeit. Zunächst blühte sie auf, wurde aber später zeitweise unterbrochen. Batakische Lehrer aus Sumatra erteilten den Unterricht. Man wollte so die Jugend gewinnen und eine Saat der Hoffnung ausstreuen. Zunächst war nur in Sikakap eine Schule. 1909 konnten die ersten 2 Filiale angelegt werden. Auch fleiblich suchte der Missionar den Mentawiern zu helfen, vornehmlich durch Chinin, das das Fieber bekämpfte, unter dem Eingeborene und Europäer gleichermäße leiden. Der Gottesdienst, der auf der Station gehalten wurde, wurde wenig besucht als er den Reiz des Neuen verloren hatte. Die Mentawier sahen nicht ein, weshalb sie kommen sollten und verstanden wenig von dem, was sie oft zu hören bekamen. Zu solch großen Schwierigkeiten kamen noch die Verleumdungen der mohammedanischen Malaien. Die heidnischen Priester setzten ein „Punen“ nach dem andern an, wodurch den Missionaren jede Möglichkeit genommen war, die Dörfer zu betreten. Auch forderte das Klima und das Fieber seine Opfer unter den Missionaren; zudem erwuchsen der Mission weitere Schwierigkeiten aus dem Verhältnis zur Regierung. Gleichzeitig mit dem Beginn der Missionsarbeit war in der Nähe von Sikakap, auf der Insel Nord-Pagah eine Militärstation angelegt. Es lag der Regierung daran, eine geordnete Verwaltung einzurichten, die gegenseitigen Fehden der Eingeborenen untereinander zu unterbinden und das Land wirtschaftlich und kulturell zu heben. Missionar Lett war gern bereit, der Regierung die notwendigen Vermittlerdienste zu tun; denn er wußte den Segen einer geordneten Regierung sehr wohl zu schätzen. Er war der einzige, der die Sprache der Mentawier verstand und diente darum häufig als Dolmetscher. Leider hatte das zur Folge, daß die Eingeborenen in ihm mehr den Mittelsmann der Regierung als den Missionar sahen. Bei einem Vermittlungsversuch büßte er sein Leben ein. „Er war einer der eifrigsten und tüchtigsten Missionare der Rheinischen Mission.“ So sagt D. Warneck in seinem Nachruf.

Die Jahre 1909—1915 brachten einen großen Tiefstand der Mentawearbeit: „In den Dörfern ist alles tot und nochmals tot; wir sind ihnen so gleichgültig wie irgend etwas“, heißt es 1910. Und dazu kam noch ein ständiger Wechsel der Missionare, der durch Klima und Krankheit bedingt war. Nur einem, Missionar Böger, wurde es gegeben, durchzuhalten. Ganz allmählich fahnten die Ein-

geborenen Zutrauen zur Mission. Auch löste sich die missionarische Arbeit stärker von der Regierung. Die medizinische Hilfe gewann manche Freunde und schuf eine Basis, auf der die Schularbeit weiter ausgedehnt werden konnte, so daß 1914 in 5 Schulen 8 batakische Lehrer etwa 300 Kinder von Nord- und Süd-Pagah unterrichteten. Das Jahr 1916 brachte den ersten Umschwung. Den ersten Anlaß gab die überraschende Genesung eines todkranken Kindes, das einem der batakischen Lehrer gehörte. Unter den Zuschauern waren die späteren Erstlinge. Gott nahm jeden von ihnen auch einzeln und zeigte ihnen in Krankheiten und Heilungen in ihrer eigenen Familie seine Macht. So zum Nachdenken und Fragen gebracht, meldeten sie sich als Taufbewerber und kamen zu einem fröhlichen und lebendigen Glauben. Pfingsten 1916 aber kamen die Mentawier aus 2 Dörfern. In Scharen drängten sie sich zum Wort Gottes, begehrten den Schutz eines wahren Herrn und waren bereit, den Geistern und ihrem Dienst abzusagen. Endlich schien auch das erste Lieb, das Missionar Lett seinerzeit beim Einzug blies, „Lobe den Herrn“, angestimmt werden zu können. 1919 zählte die Gemeinde 580 Christen. Die große Schar der Neugetauften war vorbereitet und gewonnen durch die treue Vorarbeit in den Schulen, die die erste Bresche in das Heidentum bei der jüngsten Generation gelegt hatte. Das Jahr 1920 brachte eine schwere Heimsuchung. Die Grippe ging auch über diese Inseln, etwa 5 Prozent der Bewohner forderte sie als Opfer, dazu kam ein Rückschlag ins Heidentum in einzelnen Gemeinden, sie feierten das Punenfest wieder mit, und eine ganze Anzahl mußte in Kirchenzucht genommen werden. Das Heidentum leistete wieder erbitterten Widerstand, und es kam niemand mehr, der Taufunterricht begehrte. Ein batakischer Lehrer, Manasse, starb den Märtyrertod. Von 1926—1930 ließ sich ein erneuter Ausbau und eine Festigung der Arbeit beobachten. Aus verschiedenen Dörfern kamen Taufbewerber, so daß sich nach einigen Jahren in den meisten Orten der 2 südlichen Inseln kleine Christenheime befanden. Die Zahl der eingeborenen Mitarbeiter wuchs; vornehmlich zeichneten sich darin die Erstlinge aus. 1928 konnte der Versuch gemacht werden, noch die dritte Insel, Sipora, in Angriff zu nehmen und auf ihr Schulen zu errichten. Auch sonst entstanden in den Dörfern neue Schulen und Kirchenbauten. Das Hilfskrankenhaus in Sikakap konnte neu gebaut werden, das zunächst von Missionar Reuch, der Br. Böger an die Seite treten sollte, verwaltet wurde. Auf einer Hauptstation und zehn Filialen zählte man 750 Christen; 14 Lehrer unterrichteten in 11 Schulen 460 Kinder.

Im Jahre 1930 hat Gott noch einmal ganz deutlich zu der Mentawai-Mission, den jungen Gemeinden draußen und uns hier in der Heimat gesprochen. Während der Urlaubszeit des überarbeiteten Br. Bögers nahm er uns durch einen plötzlichen Tod den jungen Bruder Reuch, so daß nun kein Missionar draußen ist, der die Arbeit leitet, und das Heidentum draußen eine stolze Sprache redet:

Von der christlichen Kirche in der Malaiischen Welt.

Prof. Julius Richter schenkte uns jüngst im ersten Heft des 5. Bandes seiner Allgemeinen Evangelischen Missionsgeschichte eine Uebersicht über das Werden der christlichen Kirche in Niederländisch-Indien (*). Niederländisch-Indien ist 56 mal so groß wie sein Mutterland und selbst 4 mal so groß wie das Deutsche Reich. Sineingezogen in eine Karte von Europa fände das Inselgebiet in seiner zerstreuten Lagerung nicht Platz. Umspannt es doch etwa den achten Teil des Äquators.

Seine Bewohner gehören fast ausschließlich zur Malaiischen Rasse, die als „Seenomaden“ ein Gebiet besiedeln, das den Meerestraum von Madagaskar, Südafrika vorgelagert, bis in die ozeanische Inselwelt des Stillen Ozeans hinein umfaßt. Außer Niederländisch-Indien gehören diese Inseln also auch zur Malaiischen Welt; desgleichen die Malakka-Halbinsel und die Philippinen; dazu sind die Siamesen, sowie die Japaner ihnen nahe verwandt. Die Einwohnerzahl Niederl.-Indiens betrug schon 1920 fast 50 Millionen (davon Java allein 43 Millionen), die der Philippinen 11 Millionen. Insgesamt dürften die Malaien (Japan nicht gerechnet als malaiisch-mongolisches Mischvolk) etwa 60—65 Millionen Menschen zählen.

Diese Menschen haben eine wechselvolle Geschichte gehabt! Lange standen sie unter hinduistisch-buddhistischem Einfluß. Noch heute zeigen vor allem Java und Sumatra, aber auch kleinere Inseln wie Bali, Spuren indischer Kultur. In Java pflegen Gebildete und Adelskreise in Stil und Lebenshaltung Formen und Ueberlieferungen dieser hohen indischen Kultur.

*) D. Jul. Richter, die evangel. Mission in Niederl.-Indien. Verlag Bertelsmann, Gütersloh. Preis M. 5.50.

Auch Chinesen wanderten als Händler in den malaiischen Archipel ein. So leben auf Java allein etwa 600 000 Chinesen, aber man findet sie selbst auf den kleinsten Inseln, wie etwa auch auf den Sumatra vorgelagerten Batu-Inseln, wo man unter 13 000 Einwohnern etwa 700 Chinesen zählt. Aber da sich die Chinesen isoliert hielten, bildeten sie stets einen gesonderten Völkerteil.

Seit etwa 1200 aber beginnt, zunächst von Indien her, die Emschließung des Islam. Fast kann man sagen, daß die Malaiische Welt völlig ein Raub des Islam wurde — weil die Mission zu spät kam! Nur so weit das Heidentum vom Islam noch unberührt war, schloß es sich in Scharen dem Christentum an, wie etwa auf den Philippinen, die in der Mitte des 16. Jahrhunderts von den Spaniern erobert und bald christianisiert wurden. (Man zählt etwa gut 9,5 Millionen katholischer Christen dort!) Man schätzt gewiß die Zahl der Muhammedaner Niederländisch-Indiens mit 35 Millionen eher zu gering als zu hoch ein! In dem engen Anschluß an das geistliche Zentrum der muhammedanischen Welt, d. h. Mekka, gewinnt er seine charakteristische Haltung, d. h. ein Europa abgewandtes feindliches Gesicht!

Mit Anfang des 16. Jahrhunderts traten die Portugiesen im Archipel auf, und mit ihnen kam die katholische Mission. Sie gewann etwa 200 000 Christen. Aber mit ihrer Vertreibung durch die Holländer wurden entsprechend der Regel, daß das Herrschervolk die Religion bestimmt, diese Christen evangelisch gemacht. Von eigentlicher Missionsarbeit kann man aber erst im 19. Jahrhundert reden, und zwar liegt auch hier ein tiefer Einschnitt zwischen der ersten und zweiten Hälfte des Jahrhunderts. In der ersten Hälfte war die Mission vielfach von der Kolonialregierung aus Furcht vor dem Islam gehemmt. Es handelte sich hauptsächlich nur um die Pflege

jener alten Christen. Dazu hatte die Niederländische Missionsgesellschaft auf der nördlichen Halbinsel der sonderbar gestalteten Insel Celebes ein überaus fruchtbares Arbeitsfeld gefunden, in der sog. „Minahassa“. Binnen einem halben Jahrhundert konnte dieses Land als christliches Land gelten. Heute zählt man dort etwa 235 000 Christen! Später gab die Niederländische Missionsgesellschaft die Arbeit an die sog. „Indische Kirche“ ab, die heute einschließlich jener alten Christen etwa 500 000 Glieder zählt: nämlich außer der Minahassa auf Java etwa 14 000; auf Celebes außer der Minahassa 40 000; auf den Molukken, Kai- und Arui- und Barbarinseln 80 000; auf Timor und Nachbarinseln 50 000 usw.

In der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts kommt es dann zu wirkungsvoller Missionstätigkeit sowohl von Seiten holländischer Missionsgesellschaften, als auch von deutscher Seite. Die Rheinische, Basler und Neukirchner Mission arbeiten in Niederl.-Indien, (auch arbeitete mancher deutsche Missionar in holländischen Gesellschaften!) Die Arbeit hatte nach einer Statistik des Jahres 1928 etwa als Ergebnis 550 000 Christen, so daß man einschließlich der Glieder der sog. „ind. Kirche“ auf etwa 1 Million Christen kommt. Die Rheinische Mission ist (1928) an dieser Zahl mit 234 199 Batak-Christen und 75 148 Christen auf der Insel Nias, 848 Christen auf Mentawai und Engano beteiligt! Interessant ist das Wachstum der Batakkirche im einzelnen zu verfolgen: 1871 zählte man 1 250 Christen, 1881 : 5 988; 1891 : 21 779; 1901 : 47 784; 1911 : 103 528 Christen. Auf Nias setzte bekanntlich die große Geistesbewegung 1916 ein; man zählte damals etwa 18 000 Christen, 1929 aber bereits 83 905 und 13 253 Taufbewerber! Zählte ebenso die Batakkirche 1923 210 416 Christen, wird vom Jahre 1929 berichtet, daß ihre Zahl auf 273 076 angewachsen ist.

„Seht ihr, der Christengott ist nicht stark genug, unsere Geister haben die Missionare krank gemacht und getötet.“ Nur ein batakscher eingeborener Pastor steht in der Uebergangszeit in der Arbeit, bis, so Gott will, im Herbst ein neuer Missionar die Arbeit beginnt. Unser Herz ist schwer und bekümmert, wenn wir an das blühende Werk in Mentawai und den schweren Schlag denken, der es getroffen hat. Eine entscheidungsvolle Stunde für diese Inseln ist angebrochen. Was können wir tun? Wir sind aufgerufen, die Hände zu falten und mit zu beten, daß Gott auch auf dieser Insel sein Werk nicht untergehen lasse und sein Reich auch dorthin komme. Wir dürfen es erleben, daß dieses Wort anfängt, erfüllt zu werden.

Licht und Finsternis im Kampf auf Neu-Guinea.

Von Missionsinsp. P. A. Biering, Barmen.

Durch alle Berichte, die in der letzten Zeit aus Neu-Guinea uns zugehen, klingt immer wieder ein Thema hindurch: Das Ringen des Lichtes mit der Finsternis auf Neu-Guinea. Auf den Durchbruch des Evangeliums, der in der Kriegszeit und in den ersten Nachkriegsjahren einsetzte, ist nun ein zähes und vielfach ein erbittertes Ringen der fatanischen Mächte mit der andringenden Botschaft des Evangeliums gefolgt. Während noch 1921 die Tauffeste wie leuchtende Siegesfeste gefeiert werden konnten, in denen die erste Liebe brennend wurde und sich fast von selbst Bahn brach, bedeutet heute ein Tauffest das Erobern einer Position, die dem Feinde oft mühsam abgerungen werden muß und manchmal in der Gefahr steht, wieder verloren zu gehen. Während damals die Missionare wie über Nacht in eine plötzliche Ernte versetzt wurden und kaum Zeit und Kraft hatten, die drängenden Taufbewerber in die Wahrheit des Evangeliums in rechter Weise einzuführen, gilt es heute, alle Kräfte des Leibes und der Seele zusammenzuraffen, um das Geronnene zu halten und allmählich weiteren Boden zu gewinnen. Wie ist es zu dieser Wendung gekommen? Die Antwort ist nicht mit wenigen Worten zu geben. Eine Reihe von Faktoren haben dazu beigetragen. Es ist eine merkwürdige Tatsache, daß die missionarische Arbeit unter primitiven Völkern in Wellenlinien verläuft. Auf eine Zeit der Hochflut folgt die Ebbe. Erst wenn das Evangelium tiefer Wurzel gefaßt hat, ist eine Stetigkeit der Arbeit möglich. So weit ist es aber auf Neu-Guinea noch nicht gekommen, und bevor dieses Ziel erreicht ist, muß jederzeit mit starken Schwankungen bei der Ausbreitung des Evangeliums gerechnet werden. Das hängt mit der kommunikativen Veranlagung des Volkes zusammen. Unsere Papua nehmen das Evangelium, wenn einmal das Eis gebrochen ist, leicht mit großen Scharen an. Es besteht aber in den Anfangszeiten die große Gefahr, daß sie dem Evangelium in der Gesamtheit einer Sippen-gemeinschaft den Rücken kehren, wenn ein anderer Geist die Herzen erfüllt. Dazu kommt, daß sich die meisten über die ethischen Konsequenzen nicht klar sind, die in der Annahme des Evangeliums liegen. Mit großer Freude wird oft die Wendung zu dem lebendigen Gott vollzogen, durch die ihnen die Befreiung vor der Angst und Finsternis im alten Heidentum zuteil wird. Sie werden frei von der Gewalt der Ahnengeister, der Naturgeister und der Zaubermittel. Sie brauchen nicht mehr in der ständigen Angst zu leben, daß ein anderer feindseliger Mensch über sie Gewalt gewinnt. Sie dürfen das Befreiende erfahren, daß in der ganzen Welt nur ein Wille Macht hat: Gottes guter, gnädiger Heilswille. Das alles wird weithin mit Dankbarkeit empfangen. Aber nun kommt die ethische Konsequenz! Sie müssen bald erfahren, daß sie es mit einem heiligen Gotteswillen zu tun haben, der auf eine ganze Hingabe des menschlichen Herzens dringt und das Aufgeben der Lieblingslinden verlangt. So kommt es, daß Gottes Wort die Menschen scheidet, auch wenn sie in der Gesamtheit das Evangelium annehmen. So werden viele bald schlaff und müde, wenn sie auf die Forderungen Gottes stoßen.

Dazu kommt, daß unsere Brüder auf Neu-Guinea es

Nach dem Weltmissionsatlas 1925 zählte man in Niederl. Indien insgesamt 751 658 Christen; 1928 aber genau 975 038! Welch ein Wachstum innerhalb von 3 Jahren!

Errechnet man nach dem Jahre 1925 die Gesamtzahl der evangelischen malaiischen Christen von Madagaskar bis zur Inselwelt des stillen Ozeans, kommt man auf 1 297 974 Christen und 286 353 Taufbewerber. Heute nähert man sich gewiß stark der zweiten Million, da immer wieder Massenbewegungen sich zeigen.

Selbstredend ist die Arbeit in Java, das ganz muhammedanisch ist, sehr erschwert. Es handelt sich immer nur um den Uebertritt einzelner. Doch zählt man einschließ-lich der sog. Sadrachristen (einer Abspaltung von der Mission) etwa 70 000 Christen, die aus dem Islam gewonnen sind! Merztliche Mission, Schulmission, Schaffung christlicher Literatur kennzeichnen die Arbeitsart.

Für die Inselwelt ist aber auch die neue Zeit herein-gebrochen. Vielfach sind gerade Malaien führend in der Bildung von Massenorganisationen mit der Spitze gegen den Westen. Der nationale Gedanke macht auch nicht halt vor den Kirchentüren. Vielfach findet man gerade das gesteigerte Selbstbewußtsein bei jenen Völkern, die innerhalb einer Generation den Sprung vom Kanibalis-mus zur Moderne gemacht haben. (Wie etwa die Bataks auf Sumatra). Da bedarf es der Weisheit der Missionare, recht zu führen und — zurückzutreten. Die neue Ver-fassung der Batakische vom 1. Mai 1930 bekundet diesen Willen der Mission in vorbildlicher Weise. Freuden und Schwierigkeiten werden so der Mission geschenkt. Das Richter'sche Buch gibt davon ein beredtes Zeugnis. Man wird es bewegt aus der Hand legen ob der großen Taten Gottes in der Welt der „schweigenden Menschen“, der Malaien.

P. Jasper, Bethel.

mit einem neu auflebenden Heidentum zu tun haben, das viel schlimmer und fester ist, als es das alte war. Dieses Heidentum zeigt sich zunächst in einem fesselnd durch-dringenden Diesseitigkeitsförm, der die noch ganz heid-nischen Dörfer bis auf einige Ausnahmen in einem solchen Maße erfasst hat, daß wir von einem Wirkamwerden besonderer heidnisch-fatanischer Kräfte sprechen müssen. In unheimlicher Weise wird von Heiden und abgefallenen Christen der Wille zur Sünde und die Zugehörigkeit zum bösen Feind ausgesprochen, daß unsere Brüder manchmal ein Schauer ergreifen will. Zu diesem Heidentum gehört auch das Aufleben des heidnischen Tanzes, der Trieb zur Zauberei und Neigung zum alten Geheimkult. Vor allem übt die Zauberei eine starke Anziehung bis in die Reihen der Christen aus und tritt unter den letzteren leicht in christlich verbrämter Form auf. So wird das christliche Gebet, das Einnehmen der Medizin immer wieder als Zauberspruch aufgefaßt. Eine weitere Hemmung der missionarischen Arbeit liegt in dem immer weiter sich aus-breitenden Geist des Säkularismus, der vor allem in den Küstengemeinden sein Zerstörungswerk ausübt. Wo dieser Geist der Verweltlichung, der die naturgegebenen Autoritäten zerstört und alle Sippen- und Familienbände auflöst, zugleich mit dem Evangelium Einzug hält oder ihm gar voraussetzt, kommt es von vornherein zu schwie-riger Missionsarbeit, und eine Annahme des Evangeliums in größeren Scharen ist von vornherein unmöglich ge-macht.

So fehlt es unserer Neu-Guinea-Mission nicht an Widerstachern, und es ist kein Wunder, wenn die Lösung „Kampf“ lautet. Und doch wird das Evangelium ge-predigt auf Neu-Guinea und läßt sich nicht aufhalten. Es bringt in dieses Land die große Scheidung und Entschei-dung und wird in seinem Laufe nicht aufhören, bis das ganze Land unter den Schall des Gotteswortes gebracht ist. „Es ist“, wie Bruder Welsch gerade heute schreibt, „eine besondere Gnade Gottes, sehen und erleben zu dürfen, wie das Alte stirbt, die Götterbäume abgehauen werden, Friede in eine von Krieg und Streit umtriebene Bevölkerung eingeht, wie all die Dinge, auf die der Heide sich verläßt, den Flammen preisgegeben werden; und das alles nur, weil die Kraft des göttlichen Wortes neues Leben schafft, welches das alte Wesen von seiner Stelle drängt.“

Auf drei Dinge, die vom neuen Leben in dieser Zeit zeugen, möchte ich noch kurz hinweisen. Das erste ist die Arbeiterschaft aus den Eingeborenen. Unsere Brüder stehen nicht allein. Hinter ihnen und ihnen zur Seite steht eine große Schar von Helfern aus dem Papuavolk. Sind auch viele noch schwach und bedürfen noch aller der Stär-kung und Anleitung, sie sind doch bereit, mitzukämpfen, und das gibt Mut und Freude für die Zukunft. — Das 2. sind die Tauffeste, die immer wieder gefeiert wer-den dürfen. Es gibt auch heute noch erhebende Tauf-feste auf Neu-Guinea, bei denen viele Heiden in die Ge-meinde Jesu Christi aufgenommen werden; und die Scheiterhaufen flammen, in denen der Götzentum ver-nichtet wird. — Das dritte ist das Leben und Sterben einzelner Papuachristen. Ich gedenke insbesondere des Ältesten Ka, der am 21. März d. J. starb. Von ihm schreibt Bruder Welsch: „Ka war einer der Erstlinge, die das Heidentum verlassen und Christen wurden. (Es war ihm immer eine Freude, daß der Missionar Wul-lenhorst beim ersten Besuch im Anele-Gebiet als Führer gedient hatte.) Er hat, wie wenige seiner Landsleute, die frohe Botschaft erfasst und in Herz und Leben aufgenom-men. Nach seiner Taufe wurde er wie von selbst Ältester. In der Tat war er das vom ersten Tage an, an dem er sich zum Unterricht gemeldet hatte. Mit ganzer Kraft kämpfte er gegen das Heidentum, bis er fiel, und ebenso war er in der Christengemeinde unermüdet, dem Bösen zu wehren und seinen Mitchristen zu helfen. An ihm habe ich nur Freude gehabt, und in der Gemeindegemeinschaft wurde er mir zum Freund. Fehlte er in einer Versammlung, so war er krank oder auf Missionen. An ihm hat uns Gott gezeigt, was er aus einem Papua machen kann. Seinen einzigen Sohn und seinen Neffen, den er groß-gezogen hat, gab er in die Missionsarbeit. Ich sah Ka bitter weinen über Sündenfälle in der Gemeinde. Wie er über das Böse Leid trug, so freute er sich kindlich über jeden Sieg des Evangeliums. So war er in der Gemeinde ein anerkannter Führer mit gesundem Urteil. Wie oft habe ich mich an seinen kindlichen, impulsiven Gebeten erquickt. Seit 1925 war er Witwer. Er war eine Zeit reicher Veruchung für ihn. Von den Heiden wurde er mit scharfen Augen beobachtet, und an Verleumdungen hat es nicht gefehlt. Doch er hat in der Kraft Gottes standgehalten und überwunden. Als er erkrankte, kam er gleich hierher auf die Station. Es entwickelte sich aus der anfänglich leicht erscheinenden Krankheit eine doppel-seitige Lungenentzündung. Wir haben ihn gepflegt, so gut wir konnten, haben um die Erhaltung seines Lebens gebetet, denn wir glaubten ihn doch nicht entbehren zu können. Aber Gott, der keine Fehler macht, hatte es anders beschlossen. Wie oft hat er, wenn er sich alleine glaubte, kindlich mit seinem Vater im Himmel geredet. Als er merkte, daß der Tod kam, hatte er noch einen Wunsch, der ihn bewegte, noch eine Sorge, die ihn drückte. Wenn doch Queijo und Malaun hier wären, sagte er, ich hätte ihnen gerne noch gesagt, daß sie sich durch meinen Seimgang nicht bewegen lassen, ihre Arbeit, die sie aus Jesu Hand genommen haben, niederzulegen und ins Dorf zu-rückzukehren. Den in der Ferne Weilenden war Nachdruck über die Krankheit des Vaters und Onkels geworden, aber der unaufhörlich niederströmende Regen hielt die beiden zurück. Später, als die Flüsse wieder passierbar waren, und die beiden kamen, habe ich ihnen den letzten Wunsch des Vaters mitgeteilt, den zu erfüllen sie bereit sind. Weinend stand die Gemeinde am Grabe dieses Mannes; und doch war sein Begräbnis ein Triumph, wo die Klage schweigen mußte. Wir spüren die Lücke aber in unserer Gemeinde sehr. Gott gebe ihr allezeit solche Männer!“

Schwierigkeiten und Freuden in einer Bataker Gemeinde.

Von Missionar Marks, Sumatra.

Schon ziemlich lange vor Tagesanbruch hatten die Sorgen des Tages den Missionar geweckt, wird man doch nie fertig mit der Vorbereitung auf den lieben Sonntag. Es ist ein eigener Tag für die Gemeinde: Eine ganze Schar hat „wieder gelernt“. In der Hauptsache Leute, die aus verschiedenen Gründen ihre Ehe nicht haben kirchlich einsegnen lassen. Einige waren verwitwet und suchten sich auf eigene Faust eine Lebensgefährtin. An-dere waren nicht konfirmiert oder konnten sich nicht zum Konfirmandenunterricht bequemen; deshalb mußte die Kirche ihren Segen ihnen bei der Trauung verweigern. Andere waren „gemischte Paare“; die Braut war Heidin oder Islamitin. Eine christlich zu führende Ehe war kaum zu erwarten; so sah man von einer kirchlichen Einsegnung ab. Wieder andere hatten in Prüfungszeiten, z. B. bei Krankheiten, die alte Götzentrommel, — das Gebets-instrument unserer heidnischen Bataks — rühren lassen, in dem Wahne, daß ein böser Geist (der Geist eines Verstorbenen) die Krankheit veranlaßt habe. Die Leute ver-ließen dann vielfach, gedrängt von „wohlmeinenden“ Ver-wandten, das seelische Gleichgewicht und verfielen in ihre alte heidnische Weise.

Elf solcher nicht eingeseigneter Paare sind's, meist „ge-mischte Ehen“; nur bei zwei Familien sind Mann und Frau getauft. Allermeist ist es das erste Kind, das die Eltern zur Kirche zwingt. Ich sage zuweilen: Die Liebe zum Kinde ist einer der Stützpunkte unserer Batakische.

Nun, unsere Ehepaare waren allermeist durch ihr Kind zur Taufe gedrängt worden. Es sollte doch nicht fern von der Kirche, nicht außerhalb der Gemeinde aufwachsen. Und sollte man es nur „geliehen“ haben (es bald wieder abgeben müssen), dann war es doch immer noch besser, wenn es getauft war. Dann wurde ihm ein kirchliches Begräbnis zuteil, was beiden Teilen, dem Gestorbenen und dem Ueberlebenden zugute kommt. Wie manches Mal konnte ich es im Unterricht sehen, wie die ganze Liebe, das ganze Herz an dem Kinde hängt. Ja, mehr noch als das war im Blick der Mutter ausgedrückt, mit dem sie ihren Sohn ansah (daß ich sie aus ihrem Sinnen und Denken oft wecken mußte): Du bist mein Leben; du bist's, der mir einen Namen gibt, durch den ich lebe.

Werden sie jetzt nach den Tagen des „Lernens“, nach dem Eifer, ihre „Lernstage“ zu erfüllen, auch auf der Höhe bleiben und nicht gleich wieder hinabgezogen werden in das alltägliche Dorfleben mit seinem Klatzsch, mit seinem Streit, mit seiner — Sünde? Werden sie in ihren acht Dörfern ein Licht und ein Salz werden und bleiben? Wird das Wort, das sie gehört, das auch die — ach so sehr zerstreuten Frauen hin und wieder aufhorchen ließ, seine umgestaltende, mahnende, heiligende Kraft beweisen kö-nen an ihren doch etwas erfahnten, aufgeweckten Herzen, in ihrem so vielen Versuchungen bloßgestellten Leben??

Von den 53, groß und klein, die zum Altar kommen sollten, waren 35 zu taufen. Eine junge Frau, früher Muhammedanerin, war wegen Erkrankung ferngeblie-ben; vor einigen Monaten hatte ich sie auf ihr Ver-sprechen hin, den Taufunterricht besuchen zu wollen, mit Amintas, einem christlichen Jüngling, im Dorfe getraut. Eine ältere Frau Mariale (die Klagenbe) bekam in der Kirche einen Malarienanfall, daß man sie ins Lehrershaus bringen mußte. „Ich komme heute nachmittag, dann er-hältst du im Dorfe die Taufe! konnte ich ihr zum Troste sagen.

Die Liturgie war nur kurz, Gesang, Eingangspsalm von dem, der unsere Sünden an seinem Leibe ans Kreuz getragen hat, Gebet und eine kleine Ansprache über das Wort: Ich glaube an Jesus Christus, der gelitten hat unter Pontio Pilato. Während eines Zwischengesanges Sammlung für eine durch Brandfurchen betroffene Familie auf einem der fälsche Pangariboeans. Der Älteste Ge-sang, der verschiedene Jahre in muhammedanischer Ge-sang eine kleine Christengemeinde verwaltet hat, hatte sich 1. Petri 1, 18. 19 aufersehen für seine Ansprache. Am letzten Dienstag schon erhielt ich die Ansprache sein fäu-berlich aufgeschrieben zur Einsicht. Er hatte es gut gemacht: „erlöst vom eitlen Wandel nach väterlicher Weise (von den Vätern ererbt)“; er hielt seine Ansprache genau, wie er sie aufgelegt. Ich sprach nach ihm über das Wort Römer 6, 3 und versuchte, etwas davon zu sagen, was es bedeutet, und für Herz und Leben aus-wirkt: in Jesu Tod getauft zu sein, seines Heils teilhaftig in Mitsterben und Mitleben.

Zu je drei bis vier Familien kamen sie nun zum Altar, um als Familie vereint die Taufe oder die Wieder-aufnahme in die Gemeinde zu erhalten. Zwischendurch sang die Gemeinde einen kurzen Vers aus den Liedern: Jesu Wunden, alle Stunden — Wie bist du mir so innig gut — Der Himmel steht offen. Zwei Chorgefänge von Dorfschören unter Leitung zweier jüngerer Ältester ge-sungen, waren Proben musikalischer Begabung.

Trotz des wieder eintretenden Regens haben wir eine stattliche Festversammlung im Dorfe gegen Abend. — „Mariale“ (die Klagenbe) darfst du nun nicht mehr heu-ßen; wir Christen klagen nicht, wir danken!“ — „Nun, so taufe mich Marial!“ — „Ich jage nach dem vorgesteckten Ziel“, ruft uns das Wort zu in unserer Taufversammlung.

Ein Sonntag auf der Hauptstation, der den Körper wohl müde, aber das Herz frisch und dankbar macht und es mittragen, mitempfinden, mitglauben, mitdanken heißt mit der anvertrauten Schar. —

Schriftleitung: B. Kraus, Wirtschafts- und Welpolitik: Dr. F. Hüttel, Angelegen: A. Diekmann, alle in Bethel. Zuschriften für die Schriftleitung: Bielefeld, Schlegelstr. 28. Für Geld-sendungen Postcheckkonto: Hannover 67377, „Aufwärts“. Christ-liches Tageblatt, Bielefeld b. Bielefeld. Fernruf 3311/3319, Amt Bielefeld. Druck und Verlag: Anstalt Bethel.